31
.D4
V.2

FT MEADE
GenColl

Deutsche Evangelische
Jugend-Bibliothek.

Zweites Bändchen.

LIBRARY OF CONGRESS.
PZ31
Chap. ..... Copyright No. D9
Shelf ..... v. 2
UNITED STATES OF AMERICA.

JUN 26 1886

Deutsche-Evangelische

Jugend-Bibliothek.

Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Zweites Bändchen.

LIBRARY OF CONGRESS
COPYRIGHT
JUL 20 1886
16572
CITY OF WASHINGTON

Zu beziehen durch

R. Wobus, P., St. Charles, Mo.

1885

PZ31
.D4
v.2

Entered, according to act of Congress, in the year 1885,
By REV. R. WOBUS,
In trust for the German Evangelical Synod of North America,
in the office of the Librarian of Congress
at Washington, D. C.

Aug. Wiebusch & Son Printing Co., St. Louis, Mo.

Inhalt.

Seite

Die ersten Ansiedler auf dem Riesengebirge 5

Eine Neujahrsgeschichte 45

Die Schlüsseljungfrau 68

Der Berner im Entlibuch 91

Die ersten Ansiedler auf dem Riesengebirge.

Hoch oben auf dem Kamme des Riesengebirges, welches Schlesien von Böhmen scheidet, etwa 4000 Fuß über der Meeresfläche, liegt „die Wiesenbaude". Dieselbe war lange Zeit hindurch die beste Herberge für Reisende, die das Riesengebirge und namentlich die höchste Spitze desselben, die Schneekoppe, besuchten. Außerdem genoß man von hier aus eine herrliche Aussicht auf die Waldgebirge Böhmens und die reichgesegneten Thäler und Ebenen des kornreichen und gewerbfleißigen Schlesiens mit seinen zahlreichen Städten und Dörfern.

Jetzt, nachdem auf der Schneekoppe selbst und am Fuße derselben Wirtshäuser eingerichtet sind, nähren sich die Bewohner der Baude von dem Ertrage ihrer Herden. An den steilen Abhängen der schroff abfallenden Berge weiden kletternde Ziegen, aus deren fetter Milch der schmackhafte Koppenkäse bereitet wird. Auf dem Kamm und an den sanfteren Abhängen suchen und finden die Kühe nahrhafte Gräser und würzige Alpenpflanzen. Jede Kuh trägt am Halse eine Schelle, und weithin erklingt das harmonische Geläute derselben. Die größeren Wiesen darf das Vieh nicht betreten; denn ihr Gras liefert ihnen das Winterheu. Und für den Winter muß gut gesorgt werden, da er gar lange dauert und der hohe Schnee Menschen und Vieh das Ausgehen unmöglich macht. Recht eigentlich gilt vom Winter auf dem

Riesengebirge, was Matthias Claudius singt: „Der Winter ist ein harter Mann, kernfest und auf die Dauer."

Die Bauden auf dem Gebirge sind auf fester, steinerner Grundlage von Holz gebaut und einstöckig. Das ziemlich steil abfallende Dach ist mit Schindeln gedeckt und der häufigen starken Stürme wegen zum Teil mit Steinen beschwert; auf der Rückseite reicht es bis zum Boden herab, auf der Vorderseite sind einige kleine Fenster angebracht. Das ziemlich große Wohnzimmer dient zugleich zur Butter- und Käsebereitung. Eine andere Abteilung der Baude bewohnt das Vieh. An den heiteren, sonnigen Tagen des Sommers ist es gar schön da droben auf den Bergen wegen der reinen, gesunden Luft und des herrlichen Ausblicks. Aber oft streicht mitten im Sommer ein kalter, ja eisiger Wind über das Gebirge hin, so daß sich der Reisende leicht eine Erkältung zuziehen kann, wenn er nicht gut mit Kleidung versorgt ist. Bisweilen steigt aus den tiefen Gründen und Schluchten oder aus den quellenreichen Wiesen und Sümpfen ein dichter, feuchter Nebel auf, der sich bis auf die höchsten Bergspitzen hinaufzieht. Wenn der Fremde dann nicht einen kundigen Führer bei sich hat, so kann er sehr leicht den Weg verfehlen, weil er kaum einige Schritte vor sich sehen kann; und schon mancher, den ein solcher Nebel unvermutet überfiel, ist in der Irre verunglückt.

Ehe nun die Abhänge des Gebirges sich mit menschlichen Wohnungen bedeckten und die Bewohner der übervölkerten Ebene immer höher hinaufstiegen, um sich droben eine neue Heimat und einen spärlichen Lebensunterhalt zu suchen, war es dort gar einsam. Nur selten betrat ein Jäger die gefahrvollen Pfade, um das Wild zu verfolgen. Noch sel-

tener zog ein Wanderer über das Gebirge nach Schlesien hinüber. Nur hungrige Wölfe heulten in dem Knieholzwald und machten unter den zahlreichen Hirschen und Rehen Beute. Hin und wieder schwebte wohl auch ein einzelner Königsadler höher noch, als die höchsten Berge, und erspähte den günstigen Augenblick, da er auf das arglose Wild herabstürzen könne. Nirgends befand sich ein schützendes Dach, das den einsamen Wanderer hätte aufnehmen können, wenn die heißen Sonnenstrahlen zur Einkehr mahnten, oder der herabströmende Regen ihn bis auf die Haut durchnäßt hatte, oder wenn der dicke, graue Gebirgsnebel ihm Tod und Verderben zu bringen drohte. Alles war öde und leer, wie in der Sandwüste Afrikas oder in den Eisgefilden Labradors.

Zu jener Zeit nun, in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, lebte in einem Thal auf schlesischer Seite eine arme, aber gottesfürchtige Familie Renner, die sich von Ackerbau und Viehzucht mühsam nährte. Die Zeiten waren schlecht: der Dreißigjährige Krieg hatte das flache Land verödet und seine Bewohner arm gemacht und seine Schrecken waren bis in die Gebirgsthäler hinaufgedrungen, soweit Menschen wohnten. Denn wenn auch die rohen Söldner oder Landsknechte sich nur selten dahin verstiegen, weil die Armut der Thalbewohner, die überdies bei ihrer Annäherung ihr weniges Vieh in wilden, nur ihnen bekannten Schluchten zu bergen pflegten, sie nur wenig Beute hoffen ließ, so lagen doch Handel und Wandel überall darnieder; es war kein Geld im Lande, und die armen Leute konnten die geringen Erzeugnisse ihres Bodens und ihres Viehstandes nicht verwerten. Die Schrecken des Krieges aber waren

weder die einzigen, noch die schlimmsten, welche die Bewohner jener Thäler drückten und ängstigten. Diejenigen von ihnen, welche dem evangelischen Glauben zugethan waren und sich in der Stille auf ihren allerheiligsten Glauben zu erbauen suchten, das kostbare Bibelbuch miteinander lasen und Luthers Kernlieder zusammen sangen, hatten noch Schwereres zu erleiden. Sie wurden um ihres Glaubens willen verfolgt, von seiten der katholischen Herrschaften bedrückt und von ihren Nachbarn, welche sich durch die Priester gegen sie aufwiegeln ließen, gehaßt. Nicht selten, wenn sie etwa beim Gesang eines evangelischen Liedes oder beim Lesen des göttlichen Wortes durch die von den Priestern ausgesandten Späher überrascht und beim Gericht angegeben waren, warf man sie ins Gefängnis und legte ihnen schwere Geldstrafen auf, die ihnen bei ihrer Armut fast unerschwinglich waren. Was sie aber mehr schmerzte, als alle körperlichen Leiden und der Verlust an irdischer Habe, war, daß die Priester ihnen ihre evangelischen Bücher, namentlich auch ihre Bibeln, wenn immer sie derselben habhaft werden konnten, wegnahmen und öffentlich verbrannten. Wie sehr sie dieselben auch zu verbergen suchten, unter den Dielen ihrer Häuser, in Felsspalten und unter Steinen: es wurden immer einige derselben entdeckt und weggenommen, während sie nur schwer, fast gar nicht zu ersetzen waren.

Viele, namentlich die Geförderten unter ihnen, ertrugen diese schweren Trübsale in Geduld. Sie trösteten sich damit, daß es einst ihrem Herrn und Meister und seinen treuen Jüngern auch nicht besser ergangen sei. Sie wußten, daß das Reich Christi hienieden nun einmal ein Kreuzreich ist und alle, die gottselig leben wollen, Verfolgung leiden

müssen, daß aber dereinst ihr Leid in Freude verwandelt werde, wenn sie, treu geblieben bis ans Ende, den Sieg ihres Glaubens und mit ihm die unverwelkliche Krone des Lebens, die ewige Seligkeit und Herrlichkeit, davontragen. Nicht alle aber dachten so. Manche empfanden den Druck der Verfolgung sehr schwer; einzelnen schien er wahrhaft unerträglich, und sie unterwarfen sich ihm nur mit Widerstreben, namentlich unter dem jüngeren Geschlecht. Zu diesen gehörte Joseph, der einzige Sohn des Altvaters Renner, welcher eine Hauptstütze der Evangelischen in seinem Dorfe war und von ihnen als ein Patriarch und zugleich als Vorleser oder Stundenhalter hochgeachtet wurde. Zwar war er an irdischen Gütern arm, aber in den Wegen Gottes vielerfahren, durch mancherlei Trübsale bewährt und an der Erkenntnis, die weise macht zum ewigen Leben, reich. Seine Frau und seine Kinder — er hatte außer jenem Sohne noch mehrere Töchter — teilten seinen Glauben und seine Gesinnung; sie bildeten mit ihm eine Familie, deren Glieder in der That die eine Perle gesucht und gefunden hatten, die ihren Besitzer glücklicher macht, als alle Schätze der Welt. Sie erbauten sich täglich miteinander durch das Lesen des Wortes Gottes, durch Gesang und Gebet. Wiewohl sie schon oft und hart deshalb gestraft worden waren, konnten und wollten sie davon nicht lassen. So weit stimmten alle Glieder der Familie überein; aber es war ein Punkt, darin sie es nicht vermochten. Während die Eltern und Töchter in Demut und Geduld trugen, was sie als ein vom Herrn auferlegtes Kreuz ansahen, that es, wie schon erwähnt, Joseph, der Sohn, nur mit innerem Widerstreben, das sich nur zu oft auch nach außen hin Luft machte.

Joseph Renner war damals ein kräftiger, junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren, hochgewachsen, stark gebaut, mit einem Körper, als wäre er von Eisen, von feurigem Geiste und festem Charakter. Was er einmal als Wahrheit anerkannt hatte, daran hielt er fest und ließ sich durch nichts davon abbringen; was andere in ihr Herz verschlossen, das sprach er frei öffentlich aus, wie man ihn auch warnen mochte. Er widersprach den Priestern, wo er mit ihnen zusammentraf. Er redete vor dem Gerichte, vor welches er oft geladen wurde, laut von Ungerechtigkeit und Unterdrückung, wiewohl er aus Erfahrung wissen konnte, daß er sich dadurch nur härtere Strafen zuzog. Er war in seinen Reden gegen seine Nachbarn, auch gegen die, von denen er wußte, daß sie seine Gesinnung nicht teilten, äußerst unvorsichtig und war deshalb schon oft angegeben worden. Bei den Priestern und ihren bigotten Anhängern galt er darum für einen verhärteten, unverbesserlichen Ketzer, für einen gefährlichen Widersacher der Kirche, die sich die alleinseligmachende nannte. Bei der Obrigkeit wurde er für einen aufsätzigen, böswilligen Menschen angesehen, den man nicht hart genug strafen könne. Sein Leben stand in Gefahr. Treumeinende Glaubensgenossen, die hie und da etwas hatten verlauten hören von Plänen gegen seine Freiheit, wenn nicht gegen sein Leben, rieten ihm, auf seiner Hut zu sein, am liebsten der Gefahr aus dem Wege zu gehen. „Meine Freiheit und mein Leben stehen in Gottes Hand," antwortete der feurige junge Mann; „er kann mich wohl beschützen. Soll ich mein Leben verlieren, so geschehe sein Wille. Den Leib können sie wohl töten, aber die Seele vermögen sie nicht zu töten. Viel besser, ich komme um, als

daß ich meinen Heiland verleugne. Ich werde meine Überzeugung offen bekennen vor jedermann, und wenn sie mich auch dafür totschlagen. Denn der Herr hat gesagt: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem Vater im Himmel. Wollte ich schweigen oder gar fliehen, so wäre das eine Verleugnung; weg mit eurer Vorsicht! Sie ist nichts als Kreuzesflucht!" Umsonst machte ihn sein Vater darauf aufmerksam, daß zwischen dem Bekennen seines Glaubens vor denen, die Verantwortung zu fordern das Recht hätten oder doch zu haben glaubten, und jenem zur Schau Tragen seiner innersten Überzeugung vor der Menge ein großer Unterschied sei. Und wenn er vollends öffentlich vor den Leuten rede über die Priester, ihre Heuchelei und Gottlosigkeit; wenn er sie blinde Leiter der Blinden nenne, die sie der Hölle zuführten, Ottern- und Schlangengezüchte, die nur darauf ausgingen, andere zu verführen: so sei das kein Bekenntnis seines Glaubens, sondern ein unberufenes, vor Gott und Menschen strafbares Richten. Er möge seine eigene Seligkeit zu schaffen suchen mit Furcht und Zittern und allezeit bereit sein zur Verantwortung jedermann, der Grund fordere der Hoffnung, die in ihm sei. Auch denen, die aufrichtig den Weg des Heils suchten, möge er ihn zeigen, soweit er ihn selbst erkannt habe; aber jenes ungestüme Eifern, welches menschlich und nicht göttlich sei und nur Zorn anrichte, ohne auch nur eine Seele für den Herrn zu gewinnen, das müsse er aufgeben, auf daß er nicht Unsegen stifte und Schaden leide an seiner eigenen Seele. — Joseph hörte den Vater in ehrfurchtsvollem Schweigen an, leider aber nur, weil er ihn nicht kränken wollte durch Widerspruch, nicht weil er überzeugt

war. Nahm er sich auch vor, in Zukunft vorsichtiger zu sein, so riß ihn sein Feuereifer doch bald wieder hin, mehr zu sagen, als er verantworten konnte.

Als er eines Abends spät vom Felde nachhause ging, sprangen plötzlich zwei Männer, mit starken Knütteln bewaffnet, hinter einem Strauche hervor. Mit den Worten: „Stirb, du Erzketzer!“ führte der eine von ihnen einen gewaltigen Hieb nach seinem Haupte, der, wenn er ihn getroffen hätte, ihn unfehlbar niedergestreckt haben würde. Aber Joseph hatte bemerkt, wie jener ausholte; noch ehe der gewichtige Schlag niederfiel, war er bereits auf die Seite gesprungen, so daß er unberührt blieb. Im nächsten Augenblick hatte er dem Angreifer, den die Wucht des Schlages beinahe mit auf den Boden niedergerissen hatte, den Knüttel aus der Hand gewunden und stand dem andern Angreifenden, der eben seinen Arm zu einem Schlage erheben wollte, drohend gegenüber. Seine gewaltige Körperkraft war wohlbekannt: mit einem Streiche seiner starken Faust hatte er einst einen Wolf, der ihn angriff, zu Boden gefällt. Die beiden Männer besannen sich. Obwohl ihrer zwei gegen einen waren, konnte doch der Kampf gegen ihn, der nun selbst bewaffnet war, schlecht ablaufen und vielleicht gar einem von ihnen das Leben kosten. Der schon erhobene Arm des einen sank wieder nieder; sie begaben sich beide auf die Flucht. Joseph verfolgte sie nicht. Mit der seinem Angreifer abgenommenen Waffe ging er, äußerlich ruhig, im Herzen aber tiefbewegt, nachhause.

Dort erzählte er der Familie, was ihm soeben begegnet war, und schloß mit den Worten: „Ich habe die Männer trotz der Dunkelheit wohl erkannt. Es sind verwegene

Leute, bigotte Katholiken, ohne Zweifel von den Priestern dazu angestiftet, mich aus dem Wege zu räumen, weil ich ihnen unbequem bin. Sie werden nicht ruhen, bis es ihnen endlich doch einmal gelingt. Ich muß fort von hier; das ist mir auf dem Nachhauseweg klar geworden. Bleibe ich, so ist's mein Tod, und vielleicht ziehe ich euch alle in mein Unglück mit hinein."

Mutter und Schwestern weinten; der Vater schwieg nachdenklich und mit gefalteten Händen; dann sprach er: „Du hast recht, mein Sohn. Fort mußt du, sowohl wegen der Nachstellungen deiner Feinde, denen du doch erliegen könntest, als auch deshalb, weil du nicht schweigen und dulden kannst, wie unser Heiland schwieg und duldete und alles dem anheimstellte, der da recht richtet, und weil du dadurch nicht nur über deine Familie, sondern über alle deine Glaubensgenossen hier Unheil und Verderben bringen würdest. Fort mußt du! das steht fest; aber wohin? Am liebsten in die Einsamkeit, nicht unter andere Leute!" „Das habt Ihr mir aus der Seele gesprochen, lieber Vater," antwortete Joseph. „Ich will hinauf ins Gebirge, wo niemand wohnt, und mir da eine neue Heimat suchen." Die Mutter schrie laut auf vor Schreck, als er das sagte. „O mein Sohn," sprach sie, „bedenke, was du thun willst. Dort oben ist eine Einöde; wovon willst du leben? Kein Mensch kann dir zu Hilfe kommen, wenn du in Not bist, denn da droben ist niemand zu finden weit und breit. Die Wölfe sollen dort sehr zahlreich sein; kommen sie doch herunter bis in unser Thal. Und wenn du krank wirst: wer soll dich pflegen? Bleibe lieber bei uns. Und wenn du das nicht willst, wenn du, wie der Vater

sagt, fort mußt, so gehe weiter hinab nach Niederschlesien, wo ich evangelische Verwandte habe; die werden dich gern aufnehmen." Der Vater ergriff wieder das Wort: „Laß ihn immerhin aufs Gebirge ziehen, liebe Mutter! Joseph ist stark und weiß sich zu helfen. Und der Gott, der einst mit Jakob zog, als er vor seinem Bruder Esau floh, und der ihm erschien zu Bethel samt seinen heiligen Engeln, wird mit ihm ziehen aufs Gebirge und ihn dort zu schützen wissen. Zu den Verwandten nach Niederschlesien darf er nicht; seine vorschnelle Art, sein unzeitiger Eifer würde auch dort Unheil anrichten. Er muß in die Einsamkeit, in die Wüste, wie einst Mose, als er den Ägypter erschlagen hatte, um da Stille und Geduld zu lernen. Was seine Nahrung droben betrifft, so gibt's ohne Zweifel daselbst Wasser und Weide. Er mag sich ein paar Kühe und einige Ziegen und Hühner von den unsrigen mitnehmen, die werden ihn schon ernähren; auch einiges Zimmermannsgeräte, um sich ein notdürftiges Obdach zu bauen. Denn ein festes Haus braucht er fürs erste nicht; ich denke, vor Winter kommt er wieder zu uns zurück." „Und ich ziehe mit, ihm zu helfen bei seiner ersten Einrichtung und ihn zu pflegen, wenn er etwa krank werden sollte, wenn Ihr's nämlich erlaubt, liebe Eltern," sprach Marie, seine um zwei Jahre jüngere Schwester. „So sei es!" sprach der Vater, obgleich die Mutter und die älteren Schwestern mancherlei Bedenken erhoben. „Ich danke Euch," sprach Joseph. „Nur eins möchte ich mir noch ausbitten: daß Ihr mir das heilige Gotteswort, das liebe Bibelbuch, mitgebt. Ihr könnt es Euch von Eurem Nachbar leihen, der es auch besitzt, vielleicht auch durch unsere Verwandten wieder erhalten; ich

aber müßte ohne dasselbe dort oben sein wie ein Hungriger ohne Speise.“ „Du begehrst einen großen Schatz, von dem es mir schwer wird, mich zu trennen,“ antwortete der Vater. „Aber ich kann dir deine Bitte nicht abschlagen, du bedarfst der geistlichen Nahrung, wie der leiblichen, du und Marie.“

Es wurde sofort in größter Stille zum Auszug gerüstet. Zwei gute Milchkühe wurden zum Mitgehen ausgewählt, ebenso drei Ziegen, ein Hahn und einige Hühner; die nötigen Gerätschaften zum Melken und zur Butter- und Käsebereitung; etwas Kochgeschirr; Axt, Beil, Säge, Bohrer und Stemmeisen und eine Partie Nägel; Sense und Wetzstein; einige Stricke und was sonst zur Einrichtung einer kleinen Wirtschaft in unwirtbarer Gegend unentbehrlich schien. Es kam doch mancherlei zusammen, so sehr man sich auf das Allernotwendigste zu beschränken suchte. Man verpackte die Sachen; einiges gedachte man den Kühen, anderes den Ziegen aufzuladen und das übrige in einem Packen oder einem Tragkorbe, die Joseph und Marie tragen wollten, fortzubringen. Schon in der zweiten Nacht war man reisefertig. Man wollte den Auszug geheimhalten, damit von keiner Seite Einsprache geschehe oder derselbe gar verhindert werde. Gegen Mitternacht, als alles im Dorfe im tiefen Schlafe lag, wurde aufgepackt: die Kühe wurden mit den Gerätschaften zum Melken und zur Bereitung von Butter und Käse, die Ziegen mit andern Haushaltungs-Gegenständen beladen. Marie nahm einen Tragkorb, in welchem der Hahn mit den Hühnern war, auf den Rücken, sowie einen Pack unter den Arm, worin etwas Brot und Käse für die ersten Tage war. Joseph trug das

Zimmermannsgeräte und anderes in einer schweren Hocke, die auf ein Tragbrett befestigt war, wie man noch heutzutage im Riesengebirge Lasten zu tragen pflegt. Nachdem der Altvater mit tiefbewegtem Herzen seine lieben Kinder der Obhut und Bewahrung des Herrn und seiner heiligen Engel befohlen und besonders um ihr Wachstum im Glauben und in der Liebe gebetet, und so die Familie zum schweren Abschied sich gestärkt hatte, zogen die jungen Leute Schlag ein Uhr aus.

Es war eine dunkle Nacht. Um halb zwei Uhr sollte der Mond aufgehen; bis dahin hoffte man die letzten Häuser des Dorfes hinter sich zu haben und dann im Mondschein den Weg hinauf bis in den nahen Wald fortsetzen zu können. Es gelang alles nach Wunsch. Selbst die Kühe, geführt von Joseph, und die Ziegen, welche Marie an der Leine hatte, verhielten sich ruhig, so daß niemand im Dorfe erwachte und ihren Auszug gewahr wurde. Als sie eben an den Saum des Waldes gelangten, ging der Mond auf und ließ sie ihren Weg zwischen den Bäumen sicher finden. Joseph und Marie legten ihre Last ab, sobald der Wald sie aufgenommen hatte, banden Kühe und Ziegen an, die sofort zu grasen begannen, und knieten miteinander nieder, um sich gemeinschaftlich den Segen des Herrn zu ihrem Vorhaben zu erflehen. Dann schritten sie rüstig vorwärts. Als die Sonne aufging, waren sie längst außer dem Bereich der Menschen. So hoch war selten einer hinaufgestiegen, um etwa eine verirrte Kuh oder Ziege, die sich zu weit verstiegen hatte, aufzusuchen; am frühen Morgen waren sie vollends sicher, daß ihnen da niemand begegnen werde. Aus vollem Herzen und mit voller Kehle stimm-

ten sie ein Morgenlied nach dem andern an; hier konnten sie doch einmal recht aus Herzenslust singen, ohne behorcht und angegeben zu werden. An einem großen Abhang setzten sie sich, nahmen ein mäßiges Frühstück, bestehend in Brot und Käse, zu sich, während das Vieh weidete; aus einem vorüberfließenden Bächlein stillten sie ihren Durst.

Die Sonne war nicht hoch gestiegen, als sie plötzlich der Haushund einholte und mit freudigem Gebell an ihnen emporsprang. Sobald man ihn am frühen Morgen von seiner Kette losgemacht hatte, war er fortgeeilt, der Spur nach, bis er seinen jungen Herrn und dessen Schwester, an welche er besonders anhänglich war, auffand. Joseph war ärgerlich und wollte ihn zurücktreiben. „Der Hund kann uns verrathen," sprach er, „und womit sollen wir ihn füttern, wenn er bei uns bleibt? Ich wünschte, sie hätten ihn nicht so früh losgebunden!" „Das würde wenig geholfen haben," antwortete Maria sanft, „Wächter hat uns lieb und würde einige Stunden später den Weg zu uns ebenso gut gefunden haben. An wen sollte er uns verraten? Sind doch, wie du sagst, auf dem Gebirge weit und breit keine Menschen zu finden. Und was sein Futter betrifft, so wird dazu schon Rath werden. Er muß eben mit Milch und Käse vorlieb nehmen, wie wir auch, und so viel wird für ihn schon abfallen, daß er satt wird. Übrigens bin ich froh, daß er da ist, — wenn sie ihn auch zuhause anfangs vermissen werden, bis sie einen andern an seine Stelle zugezogen haben. Er kann uns das Vieh bewachen helfen und achtgeben, daß sich die Ziegen nicht verlaufen, und wenn sie's dennoch einmal thun, sie wieder aufsuchen und zurückbringen. Nicht wahr, Wächter, du wirst recht treu sein?"

Und der Hund, als hätte er's verstanden, bellte lustig, wedelte mit dem Schwanze, sprang an Marie in die Höhe und umkreiste die ganze Gesellschaft in ausgelassenen Sprüngen. Joseph lächelte und gab sich zufrieden.

Gegen Mittag erreichte man den Kamm des Gebirges, den jetzt sogenannten Koppenplan, und zog durch das Knieholzgestrüpp auf demselben hin. Es war recht kalt da oben trotz der Junisonne, und die Wanderer konnten von der Höhe des Kammes aus hie und da noch Schnee gewahr werden in den vor der Sonne mehr geschützten Spalten und Rissen der höheren, schroff abfallenden Berge. Sie zogen fort, an der hohen Schneekoppe vorüber, bis sie auf reichen Moorboden kamen, in welchen die Kühe tief einsanken. Joseph wurde unruhig. „Der Boden ist zur Viehzucht wenig geeignet," sprach er. „Ich fürchte, wir versuchen etwas Unmögliches. Hier auf diesem Sumpfboden können wir nicht bleiben, und weiter hinauf, auf der Höhe des Kammes, ist zu viel Wind; auch ist zu viel Gestrüpp und zu wenig Gras da. Was sollen wir nun anfangen?" „Sei ein Mann, Joseph," antwortete die Schwester; „verliere nicht gleich den Mut. Laß uns getrost weiterziehen; der Herr wird uns schon eine Stätte zeigen, da wir unsere Wohnung aufschlagen und ihm dienen können, sicher vor den Verfolgungen der Feinde unseres Glaubens. Täuscht mich mein Auge nicht, so ist dort an jenem sanften Abhang eine grüne Wiese und nur wenig Buschholz. Dahin laß uns unsern Weg nehmen. Es wird doch nicht überall so sumpfig sein, wie hier, oder so trocken und windig, wie da oben." Sie zogen weiter. Der Moorgrund hörte bald auf und reicher Wiesenboden trat an seine Stelle. „Wäre

nur Wasser hier," sagte Joseph, „so wäre mir dieser Platz schon recht." „So sieh, wenn du nicht glauben kannst!" sprach Maria freudig bewegt, als sie eben einen seichten Einschnitt in die Wiesenfläche erreicht hatten, der sich weiter nach Westen zu einem lieblichen Thale erweiterte, dessen sanfte Abhänge mit Gras und Alpenkräutern bedeckt waren. „Sieh einmal, wie schön!" Ein klares Bächlein rieselte im Grunde hin; hie und da sah man an den Seiten des Thales schmale Wasserrinnen, die ihren Inhalt ins Bächlein hinabsandten und seinen Wasservorrath vermehrten. „Ist's nicht herrlich hier und lieblich? Was könnten wir uns Besseres wünschen?" Joseph faltete die Hände; dann sprach er ein Dankgebet. „Hier ist's gut sein," fügte er hinzu, als er und Marie Amen gesagt aus Herzensgrunde, „hier laß uns Hütten bauen, dicht neben dem schönen, hellen Bergwasser, das dort am Abhang des Berges seine Quelle haben muß!"

Sie gingen sofort ans Werk, legten ihre Lasten auf den Boden, packten die Kühe und Ziegen ab und ließen sie weiden; — die thaten sich gütlich an dem kräftigen Grase und den würzigen Kräutern; Marie löste die Decke des würzigen Tragkorbes und ließ Hahn und Hühner heraus. Ersterer krähte lustig und schlug dazu die Flügel, als wollte er Besitz nehmen von dem neu entdeckten Lande. Marie hatte einige Körner mitgebracht, die streute sie ihnen hin als ihre erste Mahlzeit. „Später," sagte sie, „müßt ihr euch euer Futter selber suchen; Körner gibt's hier oben nicht, und ich konnte nicht mehr mitbringen." Wächter trat alsbald sein neues Amt an; er umkreiste das Vieh und hielt es zusammen, daß es sich nicht zerstreue. — Joseph nahm

Axt und Säge zur Hand, während Marie das Mitgebrachte auspackte und einstweilen auf den Boden legte. Noch vor Untergang der Sonne stand eine Art Strauchhütte da, die sie in der kalten Nacht notdürftig schützte. Ein lustiges Feuer loderte in der Mitte derselben empor; darüber hing ein Kessel mit Milch, die Marie gemolken hatte. Die beiden ließen sich's wohl schmecken; auch Wächter wurde nicht vergessen. Nachher hielten sie ihren Abendsegen und legten sich zum erstenmal in ihrer Heimat auf einem Lager von Knieholzzweigen zur Ruhe nieder.

In den nächsten Tagen und Wochen war Joseph damit beschäftigt, in den nahen Gründen junge Fichten und Tannen zu fällen, die er zu Pfählen brauchen konnte, und sie, freilich mit unsäglicher Mühe, die steilen Abstürze hinauf zu schaffen zum Lagerplatz. Marie dagegen, unterstützt vom treuen Wächter, nahm des Viehes wahr, besorgte die häuslichen Geschäfte und vervollkommnte daneben die Buschhütte, um sie so wohnlich als möglich zu machen. Täglich hielten die beiden ihren Morgen- und Abendsegen, herzlich vergnügt, daß sie ungestört lesen, beten und singen konnten, soviel sie wollten. — Nach einiger Zeit stand eine neue Hütte da, besser und wohnlicher, als die erste. Die Seitenwände bildeten die in die Erde geschlagenen Pfähle, die mit Baumästen durchflochten und unter sich verbunden waren; die Zwischenräume und Ritzen waren mit Moos verstopft. Das Dach bildeten junge Fichten und Tannen, mit Knieholz und Fichtenzweigen dicht belegt und mit Steinen beschwert, damit der rauhe Wind die Bedeckung nicht wegführe. Der Boden war mit kleinen Zweigen von Nadelholz bedeckt. Glich auch diese neue Wohnung noch lange

nicht der väterlichen daheim, so genügte sie doch den zufriedenen Bewohnern. Zunächst wurde nun ein ähnliches Obdach für das Vieh errichtet, welches sich hier oben gar wohl zu befinden schien und reichliche und gute Milch gab, weit mehr, als zur Nahrung der beiden Ansiedler genügte. Die Milch der Ziegen verwandte daher Marie ganz zur Bereitung von Käsen, den Erstlingen der nachmals so berühmt gewordenen „Koppenkäse."

Der kurze Sommer verging rasch unter den mancherlei Arbeiten, welche der Aufbau der Wohnung und die Einrichtung der Wirtschaft mit sich brachten. Die Ansiedler hatten in der ganzen Zeit nur ein einziges Mal einen Wanderer gesehen und zwar nur von ferne. Er war von Böhmen her mit einer Last auf dem Rücken den Riesengrund heraufgestiegen und am Fuße der Koppe über den Kamm gegangen, wahrscheinlich um nach Schlesien hinabzusteigen. Er hatte sie und ihre Wohnung offenbar nicht bemerkt, sonst würde er bei ihnen eingekehrt sein. Sie waren es wohl zufrieden, so gern sie übrigens einmal vernommen hätten, wie es stehe und gehe in der Welt, namentlich hinsichtlich des Krieges, der damals noch wütete. Da sie nicht beide zugleich abkommen konnten, beschlossen sie, daß Marie anfangs Oktober, wenn das Heu eingebracht und alles Nötige für den Winter vorbereitet sei, einen kurzen Besuch in der Heimat machen solle, um die Eltern und Geschwister einmal wiederzusehen und einen Gruß vom Sohn zu bringen und zugleich Bericht zu erstatten, wie es ihnen da oben ergehe. Oft sprachen die Geschwister, wenn sie an den immer länger werdenden Abenden gemütlich beieinander saßen vor einem helllodernden Feuer, von jenem Besuche und von den

mancherlei nötigen und nützlichen Gegenständen, welche Marie mitbringen sollte im Austausch gegen ihre Ziegenkäse. — Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Gerade an dem Morgen, an welchem Marie ihren Weg antreten sollte, fing es an, so heftig zu stürmen und zu schneien, daß sie die Ausführung ihres Vorhabens aufgeben, wenigstens bis auf den Eintritt besserer Witterung verschieben mußte. Aber das Wetter wurde von Tage zu Tage ungünstiger; wenn auch der erste Schnee nicht liegen blieb, so traten dafür rauhe Herbststürme ein, und dichter, grauer Nebel verhüllte Weg und Steg. Es war offenbar, daß der Winter bereits in vollem Anzuge war. Einer der letzten Oktobertage war endlich noch leidlich schön gewesen, und Marie sprach, als sie abends mit ihrem Bruder am Herde saß, die Hoffnung aus, am nächsten Morgen ihren Besuch antreten zu können. Ihr Bruder freilich, der die Veränderlichkeit der Witterung auf dem Gebirge schärfer beobachtet hatte, riet dringend davon ab. Da erhob sich draußen von neuem der Sturm und das Schneegestöber. Joseph trat vor die Hütte, um nach dem Wetter zu sehen; aber er kam bald wieder herein. „Schlechte Aussichten für deine Reise," sprach er, während er den Schnee von sich abschüttelte, „horch nur, wie es draußen stürmt! Wenn solch ein Unwetter dich bei deiner Rückkehr hier oben auf dem Moorgrund zwischen den Quellen überraschte! Ich dächte, du gäbest den Gedanken für dieses Jahr auf und verschöbest ihn aufs Frühjahr!"

Während sie noch darüber sprachen und Marie nicht sogleich zustimmte, wurde Wächter, der bis dahin geschlafen hatte, auf einmal unruhig und schlug an, sprang auf und begehrte hinausgelassen zu werden. Joseph öffnete die

Thür; Wächter faßte ihn am Kleide und suchte ihn mit hinauszuziehen und sprang dann bellend um ihn herum. Dies wiederholte er mehrmals, bis sein Herr aufmerksam wurde. Joseph zog einen warmen Kittel über, setzte seine Mütze auf und band sie fest, nahm einen tüchtigen Knotenstock in die Hand und folgte dem Hunde, wiewohl Marie ihn zurückzuhalten versuchte. Sie waren noch nicht weit gegangen, der Hund dicht vor seinem Herrn, zuweilen bellend und sich umsehend, ob jener auch folge; da stand Joseph auf einmal still und horchte. Es war ihm, als habe er den Ton einer menschlichen Stimme vernommen; es klang ihm, wie ein ängstlicher Hilferuf. Wächter faßte ihn von neuem an und zog ihn mit fort; er folgte. Die Stimme wurde immer deutlicher; es war offenbar die eines Menschen, der um Hilfe rief. Plötzlich stand er vor dem, von dem sie herrührte. Es war ein ältlicher Mann, der auf dem Boden saß; auf dem Schoße hatte er eine anscheinend leblose Gestalt, mit Kleidern zugedeckt und vom Schnee umhüllt. „Engel von Gott gesandt," redete der Mann ihn an, „helft mir in meiner Not, wenn Ihr könnt. Der Schneesturm hat mich und meine Tochter überrascht auf dem Wege übers Gebirge. Wir sind irre gegangen; mein Kind konnte nicht weiter und legte sich nieder. Ich fürchte, sie ist bereits erstarrt trotz aller Mühe, die ich mir gegeben, sie warm zu erhalten. Da hörte ich Euren Hund bellen und rief um Hilfe. Wollt Ihr ein Gotteswerk thun und sie mir gewähren?" „Versteht sich von selbst," antwortete Joseph, „das ist ja Christenpflicht. Doch dürfen wir hier nicht einen Augenblick länger verweilen. Könnt Ihr aufstehen und mit mir gehen?" „Ich hoffe, aber wohin? Es ist ja nirgends hier oben ein Haus." „Kommt

nur mit; ich werde Euch zu einem Obdach führen. Die Tochter trage ich." Und er hob die erstarrte Gestalt auf und nahm sie auf seinen Rücken; der alte Mann konnte ohne Hilfe aufstehen. Joseph schritt mit seiner Last rüstig voran, Wächter lief vorweg, ausgelassen lustig, bellend und mit dem Schweife wedelnd, dann die Männer umkreisend und wieder an seinem Herrn emporspringend, als ob er seine Freude an dem wohlgelungenen Rettungswerk bezeugen wollte. Es wurde dem alten Manne schwer mit fortzukommen, und Joseph mußte seinen Schritt mäßigen, damit er nicht zurückbleibe. Endlich war die Hütte erreicht; aber Joseph trug seine Last nicht hinein, sondern legte sie draußen vor der Thüre nieder. „Marie!" rief er hinein, „der Herr hat uns Gäste gesendet; komm eilig heraus!" Sie kam und erschrak nicht wenig, als sie die anscheinend leblose Gestalt eines Mädchens am Boden erblickte. „Ich werde sie," sprach Joseph, „in die alte Hütte tragen," (diese wurde als Ziegenstall benützt,) „da drinnen ist's zu warm für sie, die Wärme könnte sie töten. Entkleide sie und reibe sie über und über mit Schnee, bis das Leben wiederkehrt. Dann kleide sie wieder an und führe sie herein. Ich hoffe zu Gott, daß sie bald wieder zu sich kommen wird. Ihr aber, Vater, kommt herein und wärmt Euch. Ihr könnt Eure Tochter meiner Schwester ruhig überlassen; sie wird alles thun, was unter den Umständen zu thun ist." Drinnen wärmte er sogleich Milch über dem Feuer; der Alte labte sich daran und ward sichtlich neu gestärkt. Dabei gab ein Wort das andere; die beiden fanden bald aus, daß sie Genossen eines Glaubens waren.

Der Alte erzählte, daß er aus Krischlitz in Böhmen

sei, wo viele Nachkommen der Hussiten und böhmischen Brüder, deren er selbst einer war, unter hartem Druck der Verfolgung lebten. Im Sommer sei ihm seine Frau gestorben; die Priester hätten ihm seine Bücher weggenommen und sie verbrannt; die Obrigkeit hätte ihn seines Glaubens wegen so oft und hart gestraft, daß ihm nichts geblieben sei, als der Anzug, den er auf dem Leibe trage. Da habe er sich diesen Morgen mit seinem einzigen Kinde, seiner zwanzigjährigen Anna, aufgemacht, um übers Gebirge nach Schlesien zu gehen und zu sehen, ob sie vielleicht Obdach und Arbeit und selbst Genossen ihres Glaubens finden möchten. Sie hätten aber bald den rechten Weg verfehlt; darum seien sie so spät aufs Gebirge gekommen. Er erzählte noch, als Marie mit Anna hereintrat, letztere zwar noch schwach, aber doch, wie sie sagte, wieder ganz munter. „Der Herr sei gelobt für seine Hilfe!" sprach sie, als sie ihrem Vater um den Hals fiel. „Euch aber danke ich von Herzen für die Eurige," indem sie Marie einen schwesterlichen Kuß gab und Joseph bescheiden die Hand reichte. „Anna," sagte der Vater, „wir haben hier schon gefunden, was wir in Schlesien suchen wollten, Genossen unseres evangelischen Glaubens." „Ich weiß es," antwortete Anna freudig; „Marie hat mir's gesagt." — Auch sie erquickte sich nun an der warmen Milch; dann brachte Marie noch Ziegenkäse herbei. „Es thut mir leid," sprach sie, „daß wir kein Brod haben." „Laßt's gut sein," antwortete Anna, „wir sind's nicht gewohnt, Brot zu essen. Wir haben seit Jahr und Tag schon von Milch und Käse gelebt, bis uns endlich, von den Priestern dazu angestiftet, die Obrigkeit auch die letzte Kuh genommen hat, weil wir

die harte Strafe für unser Singen und Beten nicht zahlen konnten." Nach dem Mahle hielt man noch einen Abendsegen. Man sang ein evangelisches Lied, las ein Kapitel aus dem teuren Bibelbuch, und schließlich sprach Joseph ein Gebet, in welchem er sich und seine Gäste der Obhut des Herrn empfahl und dafür dankte, daß er ihm Gleichgesinnte zugeführt habe, mit denen er sich stärken und erbauen könne auf ihrem gemeinsamen Glauben. Dann zog sich Marie und Anna in einen kleinen Anbau zurück, der zur Aufbewahrung des Vorrats von Milch und Käse, zugleich aber auch als Schlafgemach für Marie diente.

Die Männer wollten sich eben auf das Lager von Heu niederlegen, welches Joseph neben dem Herde bereitet hatte, als Wächter von neuem anschlug, heftiger noch, als einige Stunden zuvor, und zwischen dem Bellen ein kurzes, durchdringendes Geheul ausstoßend. „Was mag das zu bedeuten haben?" sprach Joseph. „Sollte noch ein Mensch in Gefahr sein? Was es auch sei, ich muß hinaus und sehen, was es ist. Vielleicht noch ein Wanderer, der sich verirrt hat in diesem schauerlichen Wetter." „Ich begleite Euch," sprach David Gileck — so hatte er sich seinem Wirte genannt, — „gebt mir eine Waffe und nehmt auch eine mit. Wir werden sie vielleicht brauchen, denn nach dem Geheul Eures Hundes möchte ich fast vermuten, daß Wölfe in der Nähe sind. Vielleicht haben sie einen Hirsch angegriffen und suchen ihn zu erwürgen." Die Männer, mit den stärksten Knütteln bewaffnet, die im Hause zu finden waren, traten hinaus, von Wächter begleitet. Das Schneegestöber hatte nachgelassen, doch heulte der Sturmwind noch über die öde Fläche hin. Der Mond blickte von Zeit zu

Zeit durch einen Riß der Wolken, welche der Wind vor sich her trieb. Bei seinem düstern Lichte sahen die Männer in einiger Entfernung mehrere Tiergestalten, die ihnen allerdings wie Wölfe vorkamen. Aber es war nicht ein Hirsch, mit dem sie im Kampfe begriffen waren, sondern ein Mensch, der sich gegen sie wehrte. Laut bellend sprang Wächter voraus, sich in wilder Kampflust auf die Erbfeinde seines Geschlechts zu stürzen. Die Männer eilten ihm nach, so rasch es der hie und da sehr tiefe Schnee ihnen erlaubte. Sie fanden einen Mann im Kampfe mit drei Wölfen, schon fast erschöpft, aber doch immer noch mit der Kraft der Verzweiflung um sich schlagend. Wächter kämpfte bereits mit dem einen Wolfe, wenigstens beschäftigte er ihn und hielt ihn von Angriffen auf den Wanderer ab durch sein ungestümes Anbellen und Zugreifen, sobald jener sich wandte, seinen Kameraden zu helfen. Joseph, der zuerst auf dem Kampfplatz eingetroffen war, schmetterte einen der beiden andern Wölfe durch einen Schlag, der ihn gerade zwischen den Ohren traf, zu Boden, so daß er nicht wieder aufstand. Unter dem gewaltigen Schlag auf den harten Schädel des Tieres war aber nicht nur dieser, sondern auch seine Keule zersprungen, so daß er nun waffenlos dastand. Als eben der dritte Wolf sich gegen ihn wandte, traf diesen ein Schlag von Gileck, der freilich so schwach war, daß er keine andere Wirkung hervorbrachte, als daß die Bestie sich wütend gegen ihn wandte und er sich auf Leben und Tod zu wehren hatte. Da umfaßte Joseph mit starken Armen den Wolf und warf ihn nieder, nicht achtend, daß er ihn in die linke Hand biß. Er kniete auf seinem Halse, so daß das Tier vergeblich nach Luft schnappte, zog dann sein Messer, das

er zum Glück noch bei sich hatte, und stieß es ihm tief in die Brust, daß ein schwarzer Blutstrom der Wunde entquoll. Die Zuckungen des Tieres ließen bald nach; es hatte verendet. Der dritte Wolf, mit dem unterdeß Wächter, aus mehreren Wunden blutend, sich herumgebissen hatte, entfloh, als er das Schicksal seiner Kameraden gewahr wurde.

Die beiden Männer wandten sich nun zu dem Wandersmann, der erschöpft zu Boden gesunken und einer Ohnmacht nahe war. Er war mit Blut bedeckt und übel zugerichtet; seine Kleider hingen in Fetzen um ihn her. Joseph rieb ihm die Schläfe mit Schnee; das brachte ihn wieder zu sich. „Tödtet mich nicht!“ war das erste Wort, das er sprach, „ich will euch alles bekennen.“ Joseph glaubte, er rede irre, und suchte ihn zu beruhigen. Er ermunterte ihn, aufzustehen und mitzugehen; jener aber sank bei dem ersten Versuch wieder zusammen. Das eine Bein war ganz zerfleischt, und der starke Blutverlust hatte ihn sehr geschwächt. Mit Gilecks Hilfe lud ihn Joseph auf den Rücken und trug ihn der Hütte zu. Aber trotz seiner Körperstärke mußte er öfters stehen bleiben und ausruhen; der Gerettete war ein ziemlich schwerer Mann. Endlich war die Hütte erreicht. Die beiden Mädchen waren wieder aufgestanden, als sie die Männer hatten hinausgehen hören, und ein helles Feuer loderte auf dem Herde, über welchem der Milchkessel hing. Als Joseph seine fast leblose Bürde niedergelegt hatte, schrie Marie plötzlich laut auf und hielt sich die Hände vors Gesicht. Joseph glaubte, der Anblick des so übel zugerichteten Mannes, den sie vielleicht für einen Sterbenden oder bereits Gestorbenen hielt, habe sie so erschüttert, und wandte unwillkürlich seinen

Blick von der Schwester auf den ohne Lebensregung am Boden liegenden Schwerverwundeten, dessen blasses Gesicht aufwärts gewendet war und von der Flamme auf dem Herde grell beleuchtet wurde. Auch er erblaßte, denn es konnte kein Zweifel sein, es war Aloys Jecker, der vor ihm lag, der bigotteste unter den katholischen Mitbewohnern seines Dorfes, ein allezeit williges Werkzeug in der Hand der Priester, wenn es die Verfolgung der Evangelischen galt. Er war es, der ihm den Tod geschworen hatte, und dessen Mordversuch an jenem Abend die Veranlassung zu seiner Auswanderung gegeben hatte. Und nun war dieser sein geschworener Todfeind in seiner Hütte und konnte ihn den Priestern und der Obrigkeit verraten, sobald er imstande war zurückzukehren.

Marie winkte Joseph und trat mit ihm in die Kammer. „Hast du ihn erkannt?“ fragte sie leise. „Ja!“ lautete die Antwort. „Was ist nun zu thun?“ sprach sie weiter; „er ist unser Todfeind.“ „Was das Wort Gottes uns gebietet,“ antwortete er. „Die Schrift sagt: liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen. Und abermal: So nun deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Er ist unser Gast!“ „Aber er wird uns verraten!“ „Nur wenn's ihm der Herr erlaubt, sonst nicht. Daran laß uns jetzt nicht denken. Bringe, was du von alter Leinwand auftreiben kannst; nimm im Notfall ein Hemd von mir. Er ist sehr übel zugerichtet, aber vielleicht gelingt es uns doch, mit Gottes Hilfe ihn durchzubringen. Vielleicht hat ihn der Herr uns gesandt, um feurige Kohlen auf sein Haupt zu sammeln.“ „Aber Joseph, du blutest ja an der Hand; bist du arg

verwundet?" „Ich hoffe, es ist nicht von Bedeutung; binde ein nasses Läppchen darum, um das Blut zu stillen." Sie that's; dann kehrten beide in die Wohnstube zurück. Der Verwundete hatte die Augen aufgeschlagen und bat um etwas Wasser, — ehe denn er sterbe, fügte er hinzu; denn er fühle sich matt zum Tode. „Ihr werdet nicht sterben, Aloys Jecker," sprach Joseph, indem er ihm einen Trunk warmer Milch reichte. Der Kranke zuckte sichtlich zusammen, als er seinen Namen aussprechen hörte, doch nahm er die Milch und trank sie begierig. Sie erquickte und stärkte ihn sichtlich. „Ich gedachte Böses wider Euch in meinem Herzen," sprach er, als er mit zitternder Hand das leere Geschirr zurückgab, „aber Ihr thut mir Gutes dafür. Ich war gekommen, um —" „Schweigt davon, ich bitte Euch!" sprach Joseph: „Jetzt wollen wir Eure Wunden untersuchen und verbinden, so gut es geht. Marie und Anna entfernten sich. Joseph und Gileck entkleideten Jecker und untersuchten seine Wunden, deren er viele und schwere hatte, doch keine, die nach ihrer Meinung lebensgefährlich war. Nachdem sie dieselben verbunden hatten, kleideten sie ihn wieder an und legten ihn auf weiches Heu in der Nähe des Herdes. Er stöhnte lange und schwer, doch schien er endlich einzuschlafen. Auch die Männer suchten die Ruhe; Wächter, der heute ein gutes Werk gethan und infolgedessen mehrere Wunden davongetragen hatte, legte sich zu ihren Füßen.

Gegen Morgen weckte sie das Ächzen des Verwundeten. Er war sehr unruhig. Inzwischen redete er irre, wie sie meinten, denn er sprach von Häuseranzünden, von Mord und Todschlag. Sie suchten ihn zu beruhigen und reichten

ihm von Zeit zu Zeit einen Trunk Milch. — Am Morgen brach das Wundfieber mit aller Macht aus. Der Kranke redete in großer Hast. Gileck saß neben ihm und hielt ihn zurück, wenn er in der Fieberhitze aufstehen und hinausgehen wollte. Die andern gingen ab und zu und thaten Handreichung. Als am Vormittage der Sturm draußen sich gelegt hatte, ging Joseph mit Wächter auf den nächtlichen Kampfplatz. Er fand die beiden toten Wölfe, zog ihnen an Ort und Stelle die Haut ab und nahm sie mit sich. „Eine für Marie und eine für Anna," sprach er für sich, „sie werden ihnen gut thun im harten Winter."

Als er mit seiner Last in die Hütte trat, traf er Gileck und seine Tochter reisefertig. „Das Wetter hat sich aufgeklärt," sprach ersterer; „es wird ein schöner Herbsttag werden. Noch vor Einbruch der Nacht können wir unten in Schlesien sein. Habt herzlichen Dank, lieber Glaubensbruder, für Eure Hilfe in der Not und für die Herberge und Bewirtung; lohn's Euch Gott! Wir dürfen Euch nicht länger beschwerlich fallen!" „Wo denkt Ihr hin?" sprach Joseph. „Ehe es noch Mittag wird, kann der Sturm und Nebel wiederkehren, und Ihr seid verloren hier auf dem öden Gebirge, wo außer dem meinigen nirgend ein Obdach zu finden ist. Und was wollt Ihr drunten? Habt Ihr doch nichts, was Euch zieht. Ich kann es nicht zugeben, daß Ihr uns verlaßt. Und wißt Ihr denn nicht, daß wir einen schwer kranken Glaubensfeind in unserer Hütte haben? Den müßt Ihr uns pflegen helfen. Ihr bleibt bei uns jedenfalls bis zum Frühjahr. Anna kann Marie helfen bei der Butter- und Käsebereitung, und Ihr pflegt fürs erste den Kranken und helft mir dann das Vieh abwarten. An Nah-

rung fehlt es uns nicht, wenn es auch mit der Kleidung nicht zum besten bestellt ist." Marie vereinigte ihre Bitten mit denen des Bruders. Auch an Anna wandte sie sich. „Eben freute ich mich, eine liebe Schwester gefunden zu haben in meiner Einsamkeit, da willst du schon wieder fort; das ist nicht schön von dir. Es gefällt dir wohl gar nicht bei uns?" „Mir gefällt es gar wohl; ich bliebe nur zu gern hier," antwortete sie, „aber es kommt auf den Vater an. Wenn der bleibt, bleibe ich mit Freuden!" „Wenn Ihr uns behalten wollt," sprach nun David, „so bleibe auch ich mit Freuden; ich kann es nirgends besser oder auch nur so gut finden, wie bei Euch. Aber ich bin arm und möcht' Euch nicht zur Last fallen." „Davon kann keine Rede sein," antwortete Joseph. „Ihr könnt mir helfen, aber Lohn kann ich Euch freilich nicht geben, denn ich bin auch arm. An Essen und Trinken fehlt's uns nicht, wie Ihr seht. Im Sommer wollen wir suchen, Butter und Käse nach Böhmen zu verkaufen und für das gelöste Geld Kleidung anzuschaffen für Euch und uns. Schlagt ein! Im Sommer machen wir noch einen Anbau für Euch und Anna." „Wenigstens für den Winter nehme ich Euer Anerbieten gern an," antwortete der Alte. „Es kommt von Gott, das sehe ich. Er hat mich armen, obdachlosen Wanderer hierher geführt und mir und meiner Anna eine Stätte bereitet, wo wir bei Genossen unsers Glaubens wohnen und dem Herrn in unserer Weise ungestört dienen können, nachdem sie uns um seinetwillen Haus und Hof genommen haben. Ihm sei Dank dafür!" — Die Sache war abgemacht. Niemand war froher als Anna und Marie. Sie waren bald ein Herz und eine Seele und liebten einander wie Schwestern.

Das Fieber des Kranken stieg immer höher, und die Männer waren um sein Leben ernstlich besorgt. Vierzehn Tage lang war er nicht bei sich. Seine Phantasieen waren wild, oft gräßlich, so daß Marie und Anna sie nicht anhören konnten. Einer der Männer mußte Tag und Nacht um ihn und an seinem Lager wachen; oft waren die vereinten Kräfte beider nötig, um ihn zurückzuhalten, denn er wollte in der Fieberhitze zuweilen plötzlich aufspringen und hinauseilen. Da fiel er endlich eines Morgens in einen festen Schlaf. Joseph, der gerade bei ihm war, wurde ängstlich und rief Gileck herbei. „Vater," sprach er, „ich glaube, der Kranke stirbt." Der Alte betrachtete ihn aufmerksam. Dann lächelte er. „Er stirbt nicht," sagte er bestimmt, „sondern wird wieder gesund. Der Schlaf ist nicht zum Tode, sondern zum Leben!"

Und so war es auch. Als der Kranke gegen Mittag erwachte, redete er ganz vernünftig. Er rief Joseph an sein Lager. „Ich fühle mich um vieles besser," sprach er, „das habe ich Eurer treuen Pflege zu danken, deren ich nicht wert bin. Denn wißt Ihr, was ich vorhatte?" „Das will ich nicht hören," antwortete Joseph, „davon schweigt. Danket aber Gott, der mich zu Eurer Rettung sandte." „Ihr mögt es hören wollen oder nicht," erwiderte jener, „ich muß es Euch sagen. Mein Gewissen treibt mich dazu, und es ist Eure Pflicht, mich anzuhören, da ich hier keinen Priester habe, dem ich beichten könnte." Er faßte Joseph bei der Hand und ließ ihn nicht von sich. „Ihr wißt doch, daß ich es war, der im Frühjahr einen Mordanfall auf Euch machte?" Joseph nickte. „Ihr entkamt mir. War mein Haß gegen Euch vorher arg gewesen, so wurde er es nun

noch mehr. Ich wollte Euch ermorden als einen Feind unserer Kirche, wo ich Euch fände, und sollte es mich das Leben kosten. Der Priester hatte mich dazu ermuntert und mir im voraus die Absolution erteilt: Gott behalte ihm diese Sünde nicht!" „Amen!" warf Joseph dazwischen. „An demselben Tage, an welchem Ihr in der Nacht auszogt, gedachte ich meinen Plan auszuführen. Aber ich traf Euch nicht. Da hörte ich, daß Ihr weg wäret, niemand wisse, wohin. Ich gab mir viele Mühe, es auszufinden, aber umsonst. Endlich, vor einigen Wochen, hörte ich im Wirtshause, welches ich fleißig besuchte, von einem gerade anwesenden böhmischen Wandersmann, er habe oben auf dem Gebirge, als er am Fuße der Koppe vorüberzog, Rauch aufsteigen sehen; vielleicht seien Hirten da hinaufgezogen und hätten ein Feuer angemacht, was freilich sonst noch nie vorgekommen wäre. Mir stieg plötzlich der Gedanke auf, daß Ihr das sein könntet. Ich hatte gehört, daß auch Eure Schwester verschwunden sei; daß Ihr ein paar Kühe und Ziegen mitgenommen haben müßtet, denn seit jenem Morgen fehlten an dem Vieh Eures Vaters einige Stück. Auch hatten Nachbarn am Morgen den Hund dem Gebirge zulaufen sehen und daraus geschlossen, er sei Euch nachgefolgt. Die Obrigkeit hat Euren Vater scharf ins Verhör genommen, um zu erfahren, wohin Ihr Euch gewendet hättet. Er konnte es aber nicht sagen, wo Ihr Euch aufhieltet, wie sehr sie ihm auch zusetzten, und sie mußten ihn endlich in Frieden lassen. Das alles ging mir durch den Kopf, als der Böhme vom Rauch auf dem Gebirge sprach, und ich beschloß, den ersten schönen Tag zu benutzen, um Euch aufzusuchen und zu verderben. An einem schönen Herbst-

tage stieg ich hinauf; gegen Abend sah ich Eure Hütte. Ich schlich so nahe als möglich, verbarg mich hinter einen Strauch und lauerte. Ich erkannte Euch, als Ihr einen Augenblick heraustratet, um nach dem Wetter zu sehen. Ich beschloß, bis nach dem Einbruch der Nacht zu warten, dann aber, wenn Ihr im tiefsten Schlafe wäret, Eure Hütte anzuzünden, und wenn Ihr wider Erwarten nicht mitverbrennen solltet, Euch totzuschlagen, wenn Ihr herauskämet. Sobald Ihr wieder hineingegangen waret, entfernte ich mich, auf daß nicht etwa Euer Hund mich wittere und verrate. Bald trat ein arges Stöberwetter ein; ich verirrte mich und wußte die Richtung, in welcher Eure Hütte stand, nicht mehr. Als es Nacht wurde, mußte ich hin und her gehen, um nicht zu erstarren. Mein Mordplan fing an, mir leid zu werden. Eben war ich nach hartem Kampfe zu dem Entschluß gekommen, mein Vorhaben nicht auszuführen, sondern nachhause zurückzukehren: da stürzten drei Wölfe auf mich ein. Das übrige wißt Ihr. Ohne Eure Hilfe wäre ich längst nicht mehr am Leben, denn als Ihr herankamt, war ich bereits erschöpft und konnte mich kaum noch wehren. Nun wißt Ihr, was ich gegen Euch vorhatte; handelt danach und thut mit mir, was Ihr für recht haltet; ich bin in Eurer Hand." „Ich danke Euch für Euer offenes Geständnis, das ich nimmer begehrt hätte," antwortete Joseph. „Von mir habt Ihr nichts zu fürchten. Fürs erste bleibt Ihr bei mir als Gast, bis Ihr ganz geheilt und hergestellt seid. Dann könnt Ihr nachhause gehen. Ob Ihr mich verraten wollt oder nicht, hängt von Euch ab und von der Zulassung Gottes; ich kann's Euch nicht wehren, noch Euch daran hindern." Hierauf reichte er ihm einen Trunk

frische Milch. Der Kranke schwieg und sagte nichts mehr, weinte aber still vor sich hin.

Er genas und wurde von Tage zu Tage stärker. Wenn die Familie, die bei dem indes eingetretenen Winterwetter nun fast den ganzen Tag im Hause blieb, miteinander in Gottes Wort las, oder ein Lied sang, oder wenn der Hausvater ein Gebet that, hörte er still zu, oft mit gefalteten Händen und sichtbarem Interesse. Marie glaubte sogar ein und das anderemal einen Seufzer gehört, eine Thräne in seinem Auge bemerkt zu haben.

Eines Morgens trat er zu Joseph. „Könnt Ihr mir vergeben?“ sprach er. „Ich hatte Böses wider Euch im Sinn, aber Ihr habt mich mit Gutem überwunden. Ich bin, das hoffe ich zu Gott, ein anderer Mensch geworden. Das Wort, das Ihr zusammen leset, ist mir ins Herz gedrungen. Ihr habt den wahren Glauben, das fühle und erkenne ich, darauf will ich leben und sterben; der meinige war ein eitler. Ihr wißt, daß ich daheim Haus und Hof übernehmen kann, sobald ich will, und daß ich nicht unvermögend bin. Aber nachhause gehe ich nicht wieder. Nehmt mich zu Eurem Knecht. Ich will Euch treu dienen. Ich möchte mehr von Eurem Glauben wissen, der fortan auch meiner ist. O laßt mich bei Euch bleiben, und unterrichtet mich; ich möchte auch gern meiner Seligkeit so gewiß werden, wie Ihr es seid.“ Die Thränen standen ihm in den Augen. Joseph sah, daß er es aufrichtig meinte. Er bedachte sich einen Augenblick. „Vergeben habe ich Euch längst von Herzen, das sage ich Euch vor des Allwissenden Angesicht! Ich trage Euch nichts nach! Ich danke Gott, daß Er Euer Herz umgewandelt hat; es ist eine Erhörung meiner

täglichen Bitte. Aber als Knecht kann ich Euch nicht nehmen. Ich brauche keinen Knecht und bin zu arm, um Lohn zu geben. Jetzt seid Ihr mein Gast; bleibt als solcher bei mir, solange es Euch gefällt, wenigstens den Winter über, wo Ihr ohnehin nicht hinunter könnt, weil alle Schluchten und Spalten verschneit sind und Ihr leicht Euer Leben verlieren könntet. Zu essen und zu trinken haben wir genug. Obdach ist auch vorhanden. Aber weiteres kann ich Euch nicht bieten." „Mehr begehre ich auch nicht," antwortete Jecker vergnügt; „laßt mich nur fürs erste bei Euch. Ich will Euch als Gast helfen, wenn Ihr mich nicht als Knecht wollt."

Jecker hielt Wort. Er war ein geschickter Mensch und verstand sich auf mancherlei. An schönen Tagen trug er Steine herbei, bearbeitete sie mit einer alten Axt und baute von ihnen einen Ofen mit einem Rauchfang, — eine wesentliche Verbesserung der Wohnung. Bei schlechtem Wetter schnitzte er Löffel und allerlei Haus- und Küchengerät aus Knieholz. An Brennholz fehlte es Marie nie; es war immer ein großer Vorrat da, den er ungeheißen herbeigeschafft hatte. Auch machte er Schlingen für das Wild und stellte sie. Er fing mehrere Hasen, sogar ein paar Rehe. Aus den Fellen machte er für alle Hausbewohner warme Winterschuhe. Es ist wahr, sie waren etwas plump und formlos, doch leisteten sie gute Dienste. Das Fleisch des Wildes war für die Leute, die monatelang nur von Milch und Käse gelebt hatten, ein gar willkommener Leckerbissen, den sie sich vortrefflich munden ließen. Auch Wächter war es wohl zufrieden, einmal wieder Knochen zwischen seine Zähne zu bekommen. Aus den Wolfshäuten, die er weich zu gerben verstand, machte

Jecker für die beiden Mädchen eine Art Pelzmantel oder Jacken, mit Hasenfell verbrämt, die zwar vor keinem Modejournal des heutigen Tages Gnade gefunden hätten, den Besitzerinnen aber gar lieb und willkommen waren. Dabei wollte er von keinem Verdienste wissen und nahm sich keines Lobes an. Er thue nur seine Schuldigkeit als Gast, sagte er. An den Familienandachten nahm er fortwährend regelmäßig und, wie es schien, mit großer Aufmerksamkeit teil; auch erbat er sich öfters das herrliche Bibelbuch und las darin für sich. Marie mußte ihn nach und nach alle Lieder, die sie wußte, lehren und ihre Sangweise auch. Seine Umwandlung schien wirklich eine tiefgehende und völlige. Alle Bewohner der stillen Hütte hatten ihn gern. Joseph und Marie aber sprachen, wenn sie einmal allein waren, gegenseitig ihre dankbare Verwunderung aus über das Neue, das sie hatten werden sehen. „Aus dem Saulus ist ein Paulus geworden," sagte Joseph. „Er ist so gefällig und so geschickt," sagte Marie. „Ich mag ihn wohl leiden und fürchte nun keinen Verrat mehr von ihm, auch wenn er wieder nachhause gehen sollte aufs Frühjahr."

Anna und ihr Vater fühlten sich glücklich unter ihren Glaubensgenossen auf dem einsamen Gebirge. Sie hatten keine Heimat mehr: hier hatten sie eine gefunden. Der alte Vater half, wo er konnte, und Joseph machte sich seine Erfahrung zu nutze und lernte gern von ihm, namentlich in geistlichen Dingen. Denn er hatte eine gute Erkenntnis und war im Ofen der Trübsal geläutert, wie Gold im Feuer. Der beständige Umgang mit diesem in der Schule der Leiden bewährten Christen war Joseph recht zum Segen; es hatte Einfluß auf sein ganzes Wesen, ohne daß er es

merkte. Er wurde allmählich milder, sein Feuereifer mäßigte sich, sein früher so scharfes Urteil wurde gelinder, er lernte Geduld haben mit den Schwächen anderer und ward sanftmütig und von Herzen demütig. Anna und Marie waren unzertrennlich; sie liebten sich, wie nur immer Töchter einer Mutter einander lieben können. Sie besorgten das Hauswesen gemeinschaftlich und waren dabei immer heiter und vergnügt.

So verging der Winter. Als der Frühling angebrochen war, trat eines Tages Jecker zu Joseph, da er allein im Zimmer war. „Es wäre nun Zeit zu scheiden," sprach er, „aber ich kann nicht. Laßt mich ganz bei Euch bleiben als Euren Bruder im Glauben und —" er zögerte lange, ehe er weiter sprach, und redete dann so leise, daß ihn Joseph kaum verstehen konnte — „gebt mir Marie zum Weibe. Ich habe sie liebgewonnen. Daran will ich sehen, ob Ihr mir wirklich nichts mehr nachtragt wegen meiner früheren Gottlosigkeit und glauben könnt, daß ich durch Gottes unverdiente Gnade und Barmherzigkeit ein anderer Mensch geworden bin." Joseph war höchlich überrascht. „Ich werde Marie fragen," erwiderte er. „Giebt sie ihr Jawort, so bin ich's zufrieden; wo nicht, so muß ich Euch freilich bitten, uns schon morgenden Tages zu verlassen, wenn's das Wetter erlaubt." Da trat eben Marie herein. Jecker entfernte sich. Joseph teilte ihr mit, was er soeben von letzterem erfahren; er erwartete ein entschiedenes Nein. Um so größer aber war seine Verwunderung, als ihm Marie einfach erklärte, sie freue sich dieses Antrages und nehme ihn gern an, wenn er's zufrieden sei. Lieber wäre es ihr freilich, sie könnte auch die Zustimmung ihres

Vaters dazu einholen. „Das muß jedenfalls geschehen," sagte Joseph; „doch zweifle ich nicht an seiner Genehmigung." — Bald darauf teilte er seinem ehemaligen Todfeinde mit, was Marie gesagt hatte, doch machte er die Verbindung von der Zustimmung des Vaters abhängig. Jecker ging die Bedingung gern ein und freute sich.

Als man die Nachricht den andern Hausbewohnern mitteilte und zugleich von der großen Schwierigkeit sprach, einen evangelischen Prediger zu finden, der die Trauung vollziehen könne, da sagte David Gileck: „O, da weiß ich Rat! Wir Evangelischen in Krischlitz hatten einen Pfarrer, der zwar öffentlich nicht auftreten und predigen, noch die Sakramente verwalten durfte, der aber unter den zerstreuten Evangelischen beständig umherreiste und heimlich, an abgelegenen Orten, in Wäldern und Klüften predigte, das heilige Abendmahl austeilte, Ehen einsegnete und Kinder taufte. Da die Zeit des Scheidens für uns ohnedies gekommen ist und ich mit Anna, statt nach Schlesien, wo es nicht anders zu gehen scheint, als daheim bei uns, mich wieder nach Böhmen zu wenden gedenke, um einen stillen Ort aufzusuchen, wo ich dem Herrn nach der Weise meiner Väter dienen und mein Leben in Ruhe beschließen kann, so will ich unsern Pfarrer aufsuchen und zu Euch schicken. Er wird sich freuen, von Euch zu hören, und gern zu Euch kommen, das junge Paar einzusegnen." „So lieb es mir ist, wenn Ihr uns Euren Pfarrer zuführen wollt," antwortete Joseph, „schon damit er uns einmal das heilige Mahl reiche, wonach mich so herzlich verlangt, und uns in unserm Glauben stärke: so kann ich doch nimmermehr zugeben, daß Ihr von uns scheidet. Ihr bleibt bei uns und be-

schließt, wenn es so Gottes Wille ist, einmal hier bei uns Euer Leben. Doch davon wollen wir morgen weiterreden. Für heute wollen wir uns noch gemeinschaftlich aus dem Worte Gottes miteinander erbauen und uns dann zur Ruhe niederlegen." Es geschah.

Am nächsten Morgen bat Joseph den Alten, ein wenig mit ihm hinauszugehen auf die Wiese. Als sie draußen waren, stand er still und sprach: „David Gileck, ich habe eine Bitte an Euch. Gebt mir Eure Anna zum Weibe. Ich habe sie lieb gewonnen, wie mein Leben. Ihr wißt, was sie bei mir zu erwarten hat, und mich habt Ihr auch genugsam kennen gelernt, um bald zu entscheiden, ob Ihr mich zu Eurem Eidam annehmen wollt oder nicht." Er schwieg, die Antwort erwartend. „Von Herzen gern," erwiederte Gileck, „wenn Anna will. Ihr sollt mir lieb sein, wie mein eigenes Kind." Sie kehrten sogleich um. Der Alte redete mit der Tochter und sie gestand ihm, daß diese Verbindung der stille Wunsch ihres Herzens sei. Mit Freuden reichte sie Joseph die Hand als dieser nun selbst um ihr Jawort bat.

Es wurde ausgemacht, daß Gileck mit Maria die Eltern der letzteren besuchen solle, um deren Genehmigung zur Doppelheirath ihrer Kinder einzuholen. Obwohl er dort völlig unbekannt war und sich unbelästigt als Wanderer aus Böhmen im Wirtshaus hätte aufhalten können, so beschloß man doch Mariens wegen, erst am späten Abend dort einzutreffen und sich nur einen Tag in der Stille und Verborgenheit aufzuhalten. Das Wetter begünstigte die Ausführung des Vorhabens. Spät am Abend zogen die beiden Gebirgsbewohner unbemerkt ins Dorf ein und pochten an

der Thüre des alten Vaters. Es wurde ihnen aufgethan. Ein junger Mann trat ihnen entgegen, den Marie wohl erkannte als einen Glaubensgenossen, dessen Anwesenheit zu dieser Zeit sie sich nur nicht zurechtlegen konnte. Er erkannte sie ebenfalls und hieß sie und ihren Begleiter eintreten. Im Zimmer gab er sich ihr als ihren nunmehrigen Schwager kund. Sie fragte nach den Eltern. „Der Vater ist entschlafen," lautete die Antwort. „Heute vor vier Wochen haben wir ihn begraben. Die Mutter ist oben in der Kammer; ich werde sie sogleich rufen." Als sie kam, hing die Tochter lange an ihrem Halse. Beide weinten; ihre Thränen galten mehr dem Abgeschiedenen, als dem Wiedersehen. In der Nacht wurde im Hause nicht viel geschlafen. Am nächsten Tag hielt sich Marie verborgen; ihr Begleiter ebenfalls. Die Mutter freute sich von Herzen der empfangenen Nachrichten und gab mit Freuden ihre Zustimmung zu den beabsichtigten Verbindungen. Am meisten aber freute man sich über Aloys Jeckers Bekehrung, der aus dem Dorfe spurlos verschwunden war. Marie hatte einige Ziegenkäse zum Geschenke für die Ihrigen mitgebracht. Sie wurden vorzüglich befunden. Die Schwestern besorgten in der Stille allerhand Bedürfnisse für die Geschwister auf dem Gebirge, soweit ihre Mittel reichten. — Am nächsten Morgen, als es noch dunkel war schieden die Besucher, unbemerkt von den übrigen Dorfbewohnern und trafen am Nachmittage wohlbehalten bei den hocherfreuten Ansiedlern der „Wiesenbaude," wie sie ihre neue Heimat nannten, wieder ein. So schmerzlich für Joseph die Nachricht von dem Hinscheiden des alten Vaters war, so erfreulich war ihm und Anna und Jecker

die von der Zustimmung der Mutter und Geschwister zu ihrem Vorhaben.

Schon nach wenigen Tagen stieg Gileck, diesmal von Jecker begleitet, jeder mit einer schweren Last Ziegenkäse und Butter auf dem Rücken, die böhmische Seite des Gebirges hinab. Es gelang ihnen, nach einigem Suchen den Pfarrer ihrer evangelischen Glaubensgenossen aufzufinden. Er nahm Gileck als einen alten Bekannten und Bruder in dem Herrn herzlich auf und fragte nach seinem Begehr. Gileck berichtete umständlich und schloß mit der Bitte, daß er mit ihnen beiden aufs Gebirge wandern, dort die Trauungen vollziehen und ihnen allen das heilige Abendmahl nach der Einsetzung Christi reichen wollte, womit dann zugleich die Aufnahme Jeckers in die evangelische Kirche verbunden werden könne. — Sie fügten noch die Bitte hinzu, daß er künftig auch sie, die Bewohner der neuen Ansiedelung auf dem Gebirge, zu seiner weitzerstreuten Gemeine rechnen und gelegentlich mit Wort und Sakrament bedienen wolle. Der ehrwürdige Geistliche, ein schon ziemlich bejahrter, doch noch recht rüstiger Mann, ging gern auf ihre Bitten ein und erbot sich, den übernächsten Tag sie zu begleiten. Für die mitgebrachte Butter und den Käse, den sie am nächsten Tage in den umliegenden Dörfern verkauften, lösten sie ein für ihre Umstände nicht unansehnliches und höchst willkommenes Sümmchen. Damit ließen sich sofort allerlei zum Haushalt nothwendige Gegenstände beschaffen, wozu sie diesmal auch etwas Mehl zu Brot und Hochzeitskuchen rechneten.

Der Pfarrer wurde von den Bewohnern der Baude herzlich willkommen geheißen und ihm war wohl unter den

einfachen, von Herzen gläubigen Menschen, mit denen er sich erbauen konnte, ohne, wie unten in Böhmen, Störung befürchten zu müssen. — Es waren zwei für die Neuvermählten, wie für den alten Gileck und den Pfarrer selbst, reichgesegnete Tage, die sie da oben zusammen verlebten. Jecker begleitete den Pfarrer wieder hinunter bis zu den nächsten Evangelischen.

Und nun können wir scheiden von den glücklichen Ansiedlern auf dem Riesengebirge, den Erbauern und ersten Bewohnern der so wohlbekannten Wiesenbaude, die später größer und bequemer aufgebaut worden ist und heute noch der Familie Renner gehört. Denn der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser. Nur so viel noch. Im Sommer machten sie einen neuen Anbau für Jecker und Marie. Ersterer wußte durch Vermittlung seines Schwagers in seinem Heimatsorte einen Teil seines Vermögens einziehen zu lassen. Damit kaufte er in Böhmen Vieh an, das er aufs Gebirge brachte. Die Herde vermehrte sich rasch und gab bei dem kräftigen Futter reichlichen Ertrag. Der von Marie und Anna bereitete Käse erlangte im böhmischen Flachlande bald eine gewisse Berühmtheit, und endlich konnten die Männer abwechselnd wöchentlich zweimal eine Last davon hinuntertragen zum Verkauf. Ihr Wohlstand nahm dadurch zu; sie blieben aber bei ihrer einfachen Lebensweise, wie bei der alten Einfalt und Gottesfurcht. Gileck lebte noch manches Jahr unter ihnen, geachtet als der Vater und Patriarch der Baudenbewohner. Sein Begräbnis war die letzte Amtshandlung des alten ehrwürdigen Pfarrers, der bald darauf auch zu seiner Ruhe einging.

Eine Neujahrsgeschichte.

I.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.

Der letzte Tag des Jahres war gekommen. Die Schneeflocken fielen so hastig und dicht herunter, als wären sie kleine Arbeiter, denen man aufgetragen, alles Weh und alle Lust, alles Mißgeschick und alle Sünde, welche die letzten 364 Tage gebracht hatten, zu verhüllen, mit einem weißen Tuche zu bedecken.

Konnten sie auch die Erinnerung an die Vergangenheit austilgen? Der Mann, welcher an jenem hohen Fenster stand, sah ihnen so aufmerksam zu und war in ein so tiefes Sinnen verloren, als lese er lange Kapitel einer traurigen Erzählung aus diesen wirbelnden Flocken. Ob er wohl die Geschichte seines eigenen Lebens las? Hatte ihn der Wind auch umher gestoßen, wie die weißen Flocken, welche da draußen wild durcheinander fuhren? Und war er auch so mit Füßen getreten worden, wie tausende dieser kleinen Gebilde von den vielen Fußgängern, welche die Straße passierten, augenblicklich zertreten wurden? Oder war er hart und fest geworden, wie die Schneeflocken, welche abseits vom Wege sich über Nacht zu Eis verdichteten? War er je so rein und weiß gewesen, wie diese weißen Sterne? Und glich er jetzt ihnen oder den im Straßenkot zertretenen?

Man konnte keine Antwort auf diese Fragen aus den Zügen des Mannes lesen. Wie der Stein, aus dem sein Haus erbaut war, so unbeweglich, kalt und starr waren dieselben. Aber doch sagten sie deutlich, daß der, dem sie gehörten, nicht glücklich war. Warum war er es nicht?

Das Zimmer, in dem er sich befand, war reich und schön eingerichtet; schwellende Sofas luden zum Ausruhen ein; Bücherschränke boten dar, was edle und unedle Geister gearbeitet hatten; allerlei Kunstschätze winkten, sich mit ihnen zu beschäftigen. Auf einem Tisch stand ein einladendes Mahl, feine Weine perlten im Glase. Die wandhohen Spiegel strahlten die Pracht ringsum wieder — aber keine fröhlichen Menschengesichter spiegelten sich in ihnen. Die besondere Anmut, welche die Hand einer Frau dem Zimmer verleiht, fehlte, und der Parquetboden sah aus, als habe nie ein Kinderfuß ihn berührt, — es war einsam hier, ja mehr als einsam, öde und leer.

Aber so wollte es der reiche Mann da am Fenster, der alle diese Pracht sein eigen nannte, wohl haben? Gewiß liebte er die Einsamkeit. Allein warum dann dies Gesicht, auf dem weder Friede noch Freude zu lesen war?

Nicht immer hatte dies Gesicht so ausgesehen. Einst war dieser steinerne Mann ein frischer Junge, der mit seiner einzigen Schwester Marie fröhlich im Elternhause spielte. Der Vater lebte als Beamter in einer kleinen Stadt, die Mutter war die Sonne des Hauses; sie war auch die Sonne, welche den wilden, leidenschaftlichen Richard erleuchtete und erwärmte. Woher kam es nur, daß der Junge so jähzornig und so herrschsüchtig war? Marie mußte stets thun, was er wollte, und that sie es, so konnte niemand sie

zärtlicher lieben, keiner schönere Spiele für sie ersinnen, als Bruder Richel, wie sie ihn gewöhnlich nannte. Aber die Schwester wollte nicht stets nachgeben, sie hatte ein gut Teil Eigensinn und setzte gern durch, was ihr in den kleinen Kopf kam. Dann flammte Richard auf und schlug wohl auf sie los; that ihm dies bald auch leid, so hatte er doch keinen Charakter, der seinen Fehler eingestand, sein Zorn verrauchte nicht schnell, nein, tagelang konnte er erzürnt und mißmutig einhergehen. Hatte Marie zuweilen einen harten Kopf, Richard bestand stets auf dem seinigen. Der strenge Vater hatte keine Macht über den Jungen, er konnte ihm den Geist der Versöhnlichkeit nicht ins Herz geben; zudem liebte er sein einziges Töchterchen über alles und gab ihm recht, auch wenn es offenbar im Unrecht war. Das verletzte Richard tief; er wollte mindestens unparteiisch gerichtet sein, und es erbitterte sein Herz gegen Vater und Schwester, wenn dies nicht geschah.

Nur die Mutter, die Mutter mit den lichten Augen und dem warmen Herzen hatte Einfluß auf den Knaben. Als er es längst für schimpflich hielt, Thränen zu vergießen, weinte er sich noch heimlich bei der Mutter aus; ihr hörte er geduldig zu, wenn sie ihn ermahnte.

„Richel, mein Junge, hüte dich, daß die Sünde nicht die Herrschaft in deinem Herzen gewinnt," sagte sie wohl; „du mußt nichts nachtragen, sondern vergeben, auch wenn dir Unrecht geschieht. Wie betest du im Vaterunser?"

Richard wußte wohl, was sie meinte, und sagte mit niedergeschlagenen Augen: „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern."

„Wie wir vergeben," wiederholte die Mutter; „wenn

du nun nicht von ganzem Herzen vergiebst, dann kannst du ja kein Vaterunser mehr beten."

„Was bedeutet es eigentlich: vergeben?" fragte Richard nach einer Pause.

„Wegwischen, so denken und handeln, als ob die Schuld gar nicht dagewesen wäre," entgegnete die Mutter, „denn so möchte ich, daß Gott mit meinen Schulden handelte."

Richard schwieg; die Mutter fuhr mit der Hand über sein Gesicht. „Richard, mein Sohn," bat sie, „laß keine bittere Wurzel aufwachsen. Sieh die Distel da draußen; erst war sie klein, aber schnell hat sie sich ausgebreitet und erstickt nun jede Blume, die in ihrer Nähe steht. So wächst Unversöhnlichkeit und Bitterkeit auch und erstickt alles Gute in dir und alle Freude um dich."

So sprach die Mutter. — — War die Prophezeihung eingetroffen, und dachte der Sohn jetzt an diese Worte?

Er stand noch immer am Fenster und sah dem Spiel der Schneeflocken zu.

Die Mutter war gestorben, als er sechszehn Jahre alt war. Hatte sie ihre Lebensarbeit vollendet, brauchte Richard sie nicht mehr? Vor Menschenaugen war sie ihm wohl unentbehrlich, aber Gott mußte es doch besser wissen. — Richard wurde Kaufmann und trat in das Kontor eines angesehenen Handelsherrn in einer großen deutschen Handelsstadt ein; der Vater und Marie wohnten zusammen. Kam Richard einmal nachhause, so fühlte er sich fremd. So vergingen Jahre; da erhielt er eines Tages einen Brief, in welchem geschrieben stand, daß Marie sich in diesen Tagen mit einem Buchhalter, Namens Artenstein, verloben würde. Richard erschrak sehr, denn er kannte die-

sen Mann. Er hatte Betrügereien gemacht, war deshalb entlassen und mit genauer Not der Strafe entgangen. Der Bruder eilte nachhause; er beschwor den Vater und Marie, von einer Verbindung abzustehen, welche nur Unglück über sie bringen würde. Vergebens. Sie glaubten den glatten Worten Artensteins mehr als den heftigen Beschuldigungen Richards. Eingezogene Erkundigungen fielen zu des ersteren gunsten aus, welcher nun Richard der Lüge beschuldigte. Ein Wort gab das andere, ein furchtbarer Streit entbrannte, dessen Schluß war, daß Richard sagte: „Heiratest du diesen ehrlosen Menschen, so erkenne ich euch nicht als Verwandte an; wir sind dann für immer geschiedene Leute."

Marie hatte Artenstein geheiratet, Richard Wort gehalten, er hatte keine Schwester, Marie keinen Bruder mehr. Noch einmal sah er seine Heimat wieder, als man nämlich seinen Vater in schwarzem Sarge hinaustrug nach dem Friedhofe. Von da an besaß er kein Vaterhaus, keine Verwandten, keine Heimat.

Sein Kontor wurde sein Daheim. Er arbeitete unabläßig, er wollte ein großer Kaufherr, ein angesehener Mann werden.

Und Richard war eine Natur, die wirklich wollte, was sie wollte. Beharrlichkeit und Festigkeit ließen ihn nie einen Augenblick sein Ziel aus den Augen verlieren. Er arbeitete und rechnete, rechnete und arbeitete — er wollte reich werden, und er wurde es.

Nach wenigen Jahren galt Richard Heilberg für einen „gemachten" Mann; bald kaufte er sich ein Haus, ließ es schön einrichten, — und nun stand er am hohen Fenster

des eigenen Hauses und sah dem Spiel der Schneeflocken zu. War er glücklich?

Das Geld hat eine furchtbare Eigenschaft: es kältet die Herzen und macht sie hart und metallen. Wie ein böser Zauber liegt in dem roten Golde und in dem blanken Silber, wie ein Fluch auf den bunten Papieren, welche hundert und tausend Thaler bedeuten! Wer weniger von ihnen hat, weniger als er gebraucht, der unterliegt ihrem Einfluß selten; aber wo ihrer viele sind, da treten sie auf als regierende Herren, welche ihren Besitzer zum Sklaven machen, ihn bald hierhin, bald dorthin jagen, ihm Tag und Nacht keine Ruhe lassen; er muß sinnen, wie er sich noch mehr solche Feinde verschaffen kann. Sie bethören ihn, daß er sie nicht mehr als Mittel, sondern als Zweck ansieht.

„Mehr, mehr, immer mehr!" war unbewußt auch Richards Wahlspruch geworden. Sein schönes Haus erfreute ihn nicht, seine köstlichen Speisen mundeten ihm nicht; nur wenn er Geld, recht viel Geld verdient hatte, flog eine Art Lächeln über seine kalten Züge.

Vor etwa drei Jahren hatte seine Schwester an ihn geschrieben. Sie bat um seine Verzeihung, um seinen guten Rat. Zwischen den Zeilen des Briefes war zu lesen, daß sie unglücklich war; ihr Mann hatte eine Stellung nach der andern verloren; vier Kinder erwarteten von den Eltern Brot, und diese hatten ihnen oft keins zu geben. Artenstein war brustkrank, er wollte jetzt nach jener großen Stadt ziehen, in welcher Richard wohnte, und bat, dieser möge sich seiner annehmen. — Zornesblitze zogen über des letzteren Gesicht, als er dies las. Hierher wollte der Mensch kommen? Der heruntergekommene Buchhalter mit dem schlechten Ruf

wollte wohl gar als Verwandter des Kaufmanns Richard Heilberg auftreten? Und dazu sollte er noch die Hand bieten? Nimmermehr! Der Mann, welcher gewohnt war, daß ihm seine Leute im Kontor unbedingt gehorchten, schrieb auch dem Schwager kurz und bündig, daß er sich nicht unterstehen solle, hierher zu kommen. Punktum.

Aber jener kam doch. Zu seinem grenzenlosen Zorn mußte Herr Richard Heilberg erfahren, daß Artensteins dennoch hier wohnten und nicht nur aus der Verwandtschaft mit ihm kein Hehl machten, sondern sie noch geflissentlich hervorhoben. Der reiche Mann wurde darauf angeredet; er antwortete kurz, daß er keine Verwandten habe, und er meinte, keine Lüge damit zu sagen, denn er hatte ja schon vor Jahren erklärt, daß er sie nicht als solche anerkenne.

Seit der Zeit hatte er nichts mehr von ihnen gehört. Waren sie gestorben, verdorben oder fortgezogen? Eins von den dreien mußte wohl geschehen sein, denn der niedrig gesinnte Artenstein hätte sich sonst gewiß dem reichen Handelsherrn irgendwie genähert.

Zogen diese Bilder aus der Vergangenheit heut am Silvestertage an Richards Seele vorüber? Schaute er zurück in die goldene Zeit der Jugend? Sah er die geliebte Mutter mit den lichten Augen und die kleine rosige Schwester Marie, wie sie den wilden Richel doch so herzlich liebten? Wie lange war es wohl her, daß ihn jemand „Richel" und „Du" genannt hatte? Wann hatte ihn wohl zum letztenmale ein treuer Arm umfangen, ein warmer Mund geküßt?

Er entfernte sich jetzt endlich vom Fenster. Draußen war es dunkel geworden, das Zimmer aber hell erleuchtet,

Richard schellte hastig. Ein Diener trat ein.

„Warum sind hier die Lampen angezündet?“ fragte er streng.

„Weil, weil —“ stotterte der Diener.

„Mach sie aus!“ gebot der Herr rauh und finster.

Der Diener gehorchte. „Wozu hat er all die schönen Sachen, wenn er sie nicht sieht,“ murmelte er leise, „aber er beschließt das alte Jahr so verdrießlich, wie er alle Tage gewesen ist und im neuen Jahre auch sein wird.“

Herr Heilberg aber stand wieder lange, das Gesicht an die Scheiben gedrückt; endlich wandte er sich um und verließ schnell das Haus, so schnell, als wollte er einem Feinde entrinnen.

In einem der ersten Restaurants finden wir ihn wieder. Eine lustige Gesellschaft begrüßt ihn, er ist hier ein seltener Gast. Aber heut will er nicht allein sein. Der Tisch bricht fast unter der Last der Speisen und Getränke; die Tafelmusik ist das Knallen der Champagnerpfropfen. „Die Freude soll leben! Alles Harms sei vergessen!“ Dann wird zu den Karten gegriffen, nebenan erschallen Lieder, und im wilden Tanz drehen sich die Paare. „Hinunter in die Grube mit dem alten Jahr! es sei vergessen. Immer lustig gelebt!“

Heilberg hält es nicht lange aus. Noch vor zwölf Uhr verläßt er das Gelage und eilt nachhause. Auf den Straßen bebt die Welt in wilder Lust; er geht an einer Kirche vorbei, — es schlägt zwölf Uhr. „Prosit Neujahr!“ brüllt es ringsum, wüstes Getümmel entsteht, die Hüte werden den Vorübergehenden ins Gesicht getrieben, — und über all dem Lärm ertönt vom Turme ein Choral. Wie auf goldenen Schwingen steigt er zum Himmel empor, zur Erde hernieder.

Heilberg liebt fromme Lieder nicht, seit Jahren hat er keine Kirche betreten. Aber seine Mutter sang immer beim Beginn des neuen Jahres ein Lied; wie es anfängt, weiß Richard nicht, so viel er sich auch besinnt; aber es kamen darin die Worte vor:

„Hilf gnädig allen Kranken, gieb fröhliche Gedanken."

Fröhliche Gedanken — — Richard hat sie nicht. Er schließt sein Haus auf, wirft die Thür krachend hinter sich zu und ist wieder allein — mit sich selbst.

II.

Der Winter wollte lang bei uns sein,
Des trauerte manches Vögelein, —

Der Neujahrsmorgen war hereingebrochen. Kaufmann Heilberg saß am Frühstückstische: diese vielen Festtage jetzt waren recht langweilig; ihm war am wohlsten, wenn er im Kontor an seinen Büchern saß. Das Nichtsthun war für ihn die sauerste Arbeit — nein, das Geben war ihm noch schwerer. Kein halbwegs ordentlicher Mensch trennt sich gern von seinem Gelde, und Richard hatte einen sehr ausgebildeten Ordnungssinn. — Die Eindrücke des gestrigen Abends waren verflogen — er wußte, heute war Neujahrstag, da kamen die Gratulanten, die alle, alle nur Geld von ihm haben wollten. Er hatte Befehl gegeben, die Leute eintreten zu lassen, er wollte selbst sehen, wem er die Opfer zu bringen habe; auch traute er dem Bedienten nicht und fürchtete, daß derselbe die Hälfte der Trinkgelder unterschlüge. Dabei war er im Grunde unzufrieden mit sich selbst; seine edlere Natur wollte sich nicht ganz unterjochen lassen; er konnte die innere Stimme nicht zum Schweigen

bringen, welche immerwährend rief: „Bist doch ein erbärmlicher Wicht; selbst nicht glücklich, gönnst du auch andern nichts.“

Es klopft an die Thür. Der Nachtwächter wünscht dem gnädigen Herrn ein fröhliches Neujahr.

Es klopft wieder. Der Schornsteinfeger wünscht dem gnädigen Herrn ein fröhliches Neujahr.

Es klopft wieder. Der Briefträger wünscht dem gnädigen Herrn ein fröhliches Neujahr.

Es klopft wieder. Die Zeitungsfrau wünscht dem gnädigen Herrn ein fröhliches Neujahr.

Es klopft wieder. Der Portier wünscht dem gnädigen Herrn ein fröhliches Neujahr.

Nun wird's wohl vorüber sein. Heilberg atmet auf. Ist es nicht wie Hohn, daß er nach all den Wünschen doch kein fröhliches Neujahr hat? Aber es handelt sich ja hier auch nur ums Trinkgeld.

Es klopft wieder. Wer kann's sein? Der Schneider kann sich nicht versagen, dem gnädigen Herrn ein fröhliches Neujahr zu wünschen und ihm die kleine Rechnung zu präsentieren.

Er ist noch nicht abgefertigt, da klopft es wieder. Der Barbier wünscht dem gnädigen Herrn (trotzdem dieser sich seit Jahr und Tag den Bart stehen läßt) ein fröhliches Neujahr.

Endlich sind die beiden fort. Heilbergs Geduld ist erschöpft. Da klopft es wieder. Der Straßenkehrer, ein liederlicher Mensch, will auch gratulieren. Aber statt ihm ein Trinkgeld zu geben, weist ihm Richard verdientermaßen die Thür. „Nein, das ist zu arg,“ ruft er, „wenn gar das Bettelvolk noch kommt!“

Wieder klopft es, aber leise, schüchtern. Auf der Schwelle erscheint ein kleines Mädchen von sieben Jahren, sehr ärmlich angezogen, einen Brief in der Hand.

„Was willst du hier?“ ruft Heilberg entrüstet. „Wohl gar einen Bettelbrief bringen! In meinem Hause darf nicht gebettelt werden; ich gebe nichts. Augenblicklich geh fort!“

Das Kind scheint die Worte nicht verstanden zu haben; es bleibt stehen.

„Hast du's gehört?“ wiederholte Richard heftig. „Du sollst gehen mitsamt deinem Briefe. Du Vagabondin.“

Jetzt hat die Kleine verstanden. Sie sieht den erzürnten Herrn groß an, dann geht sie still hinaus.

Aber was ist dem Hausherrn plötzlich? Er bedeckt sein Gesicht mit den Händen. Wird ihm unwohl? Nein. Er murmelt nur:

„Diese Augen! Diese Augen!“

Doch die Erregung geht vorüber. Allein er will nun niemanden sehen. Er sagt dem Bedienten, daß es heut unverschämt oft an die Thür geklopft hat, er will jetzt ausgehen, ist für keinen Menschen mehr zuhause.

„Es wird heut noch öfter klopfen,“ entgegnete der Diener, „sie sind noch nicht alle dagewesen.“

Heilberg atmet auf, als er einen entlegenen Stadtteil erreicht hat. Hier wird keiner ihn ansprechen, er ist heut in einer Stimmung, die keine Mitteilung verträgt. Silvester und Neujahr sind auch deshalb unangenehme Gesellen, weil sie nicht nur sagen: „So war's heute vor einem, vor zehn, vor zwanzig Jahren,“ sondern auch: „Wie wird's

heute über ein, über zehn, über zwanzig Jahren aussehen?" — Heilberg aber mag weder an Vergangenheit noch an Zukunft denken.

Da, horch! Glockengeläut. Die Gottesdienste beginnen in einer großen Stadt zu so verschiedener Zeit. — Wie kann man dem oft so unangenehmen Glockengeläut entgehen! — Heilberg wendet sich nach der Vorstadt: da ertönt wieder Glockengeläut. Es ist unausstehlich! Wie die ernsten Klänge ihn verfolgen! Als Kind hatte er — Richards Gedächtnis ist so verzweifelt gut — ein Lied von der „wandelnden Glocke" gelernt, die ein Kind verfolgte; er hatte das Lied nie verstanden, heute verstand er es plötzlich. Ja, die Klänge verfolgen ihn, sie scheinen es gerade auf ihn abgesehen zu haben, von allen Weltgegenden dringen sie auf ihn ein, seine Seele zu erschüttern, er wendet sich endlich und eilt nachhause.

Um fünf Uhr war er zu einem Diner ausgebeten, — aber bis dahin dauerte es noch mehrere Stunden. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und fing an zu kramen. Die Schneiderrechnung heut morgen ärgerte ihn, — hatte er etwa noch mehrere unbezahlte Rechnungen? Er wollte niemandem etwas schuldig sein. Keiner durfte auftreten und sagen: Richard Heilberg ist mir etwas schuldig geblieben. Und es gab wohl auch niemanden auf der weiten Welt, der das hätte sagen können.

Nur das kleine Mädchen heute morgen — er wünschte doch, er hätte ihm ein paar Groschen gegeben. Als es ihn anblickte, hatte er einen Augenblick gedacht, die lichten blauen Augen seiner Mutter auf sich gerichtet zu sehen.

Aber fort mit den dummen Gedanken!

Er kramte und kramte; es ist gut, am Neujahrstage Ordnung zu machen in allen Schubladen. Richard sonderte Papiere aus, zerriß alte Quittungen, warf erledigte Sachen in den Papierkorb. Da fiel ihm der Bericht eines Waisenhauses, den man ihm geschickt, in die Hände; schon wollte er ihn fortwerfen, als sein Auge auf den Umschlag gefesselt wurde. Darauf war ein kleiner Holzschnitt, ein armes Kind darstellend, und darunter die Worte:

„O wüßtest du, wie solch ein armes Kind
Seit Kindesbeinen war von Leid beschwert,
Wieviel es hat gelitten und geweint,
Wieviel gehungert und wieviel entbehrt.

So wuchs es auf, der armen Blume gleich,
Die sonnenlos auf stein'gem Grunde steht,
Und wenn ein kalter Windhauch drüber fährt,
Ist sie verwelkt, zerbrochen und verweht.

Drum, klopft ein solches Kind an deine Thür,
Treib's nicht mit harter Drohung von dir fort.
O frage: Herr, schickst du es her zu mir?
Reich ihm die Hand, sag ihm ein Liebeswort.

Nimm's auf an deinen Tisch, brich ihm das Brot,
Zeig ihm, daß seiner auch der Herr gedacht,
Da er am Kreuz den Armen hat zu gut
Sein Gottesleben sterbend dargebracht."

Richard saß regungslos. Wieder hatte es jetzt bei ihm geklopft, diesmal an seines Herzens Thür.

Der Bediente erinnerte, daß es die höchste Zeit sei, zum Diner zu gehen. Heilberg fuhr auf, kleidete sich hastig an und fuhr davon. Welch ein strahlendes Lichtmeer empfing ihn im Hause des Gastgebers! Wie freundlich und zuvorkommend war das Betragen der Gäste! Wie schön war die

Tafel arrangiert! Welche wichtigen Interessen wurden im Gespräche berührt! — Aber Heilberg war heut nicht wie sonst der höfliche, ruhige, kalte, stets sich gleich bleibende Mann, der nie ein Wort zuviel sprach. Heute redete er einmal hastig dazwischen, und dann hörte er der langen Rede seines Nachbars zu, und wußte doch hernach nichts von dem, was jener gesprochen. Es war ein seltsames Benehmen, und die Gäste sagten untereinander: „Der reiche Heilberg hat gewiß wichtige Pläne und Spekulationen vor."

Es litt ihn nicht zu lange in der Gesellschaft. Er war heiß und aufgeregt, schickte daher den Wagen nachhause und folgte ihm langsam. Wie herrlich heut die Sterne am blauen klaren Himmel standen! Wie ernst sie auf ihn niedersahen! Ach, er hatte stets so viel auf der Erde zu sinnen und zu sorgen, daß er selten sein Auge zum Himmel emporgehoben. Aber seine Mutter hatte die Sterne so lieb gehabt und sich ihrer oft gefreut. Ja, seine Mutter, seine Mutter! — Wie aus dem Nebel trat klar und klarer ihr Bild hervor. Er war wieder daheim in der kleinen Stube und las mit der Mutter in der großen, schönen Bibel. Er hörte ihre klare Stimme, wie sie die alten Kirchenlieder sang. Und Neujahr hatte sie immer ein so besonders schönes gesungen, das hätte er gern noch einmal gehört oder wenigstens gelesen, aber soviel er sich auch besann, er erinnerte sich nur der Worte:

„Hilf gnädig allen Kranken, gieb fröhliche Gedanken."

Weiter kam er nicht; jetzt stand er an seines Hauses Schwelle. Es war Nacht, aber bei dem Licht der Sterne sah er eine kleine Gestalt auf derselben kauern, offenbar schlafend. Bewegt wie er war, beugte er sich nieder und richtete den Kopf des Kindes, das auch sogleich die Augen

öffnete, in die Höhe. Richards Ahnung hatte ihn nicht betrogen, — es war die Kleine von heute morgen, und auf ihrem Schooße lag auch der Brief. Nun geschah etwas Unglaubliches. Statt das Kind fortzuweisen, nahm es der stolze Kaufmann bei der Hand und sagte so sanft, wie ihn wohl noch nie jemand hatte sprechen hören: „Komm herein.“ Er schloß die Hausthür auf, nahm das Kind mit in seine Stube, — der Diener erschien und sagte entschuldigend, daß er die Kleine heute abend zweimal aus dem Hause gewiesen und gesagt, daß der Herr nicht da sei.

„Schon gut,“ antwortete Heilberg; als aber der Diener das Kind hinausführen wollte, setzte er hinzu: „Laß es und geh.“

Nun war er allein mit dem Kinde. „Wie heißt du?“ fragte er sanft.

Statt der Antwort reichte ihm dasselbe den Brief.

Richard erbrach ihn. Er wurde todtenbleich; in dem Briefe stand:

„Lieber Richel, ich bin sehr krank. Bitte, komm zu mir, ehe es zu spät ist. Komm um Gottes und um unserer Mutter willen. Mein Mann ist tot; ich habe fünf Kinder; sterbe ich, ehe ich dich gesprochen, dann sei der Verlaßnen Vater, du weißt doch, wie unsere Mutter immer sang. O Richel, dieser Husten! Wenn du wüßtest, wie es bei uns aussieht! Komm, ehe es zu spät.

Deine Schwester Marie.

Schusterstraße Nr. 8, Keller.“

Richards Zähne klapperten. Kaum konnte er fragen: „Lebt deine Mutter noch?“ Die Kleine nickte. „So wollen wir hin.“

Er zog die Klingel. „Der Kutscher soll sofort anspannen, den großen Wagen," befahl er dem verblüfften Diener.

Dann verbarg er sein Gesicht in beiden Händen. Es war als ob ihn jemand mit Fäusten schlüge, und er rang wie ein Gefangener, der um jeden Preis die Ketten, mit denen er gebunden ist, zerreißen, der frei werden will, es koste was es wolle. — Aber niemand erfuhr etwas von diesem Kampf.

„Mutter! Mutter!" stieß er endlich hervor, und dann rief er, wie jemand ruft, der auf der Folterbank liegt: „O Gott! O Gott!"

III.

O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war.

Wohl noch nie hatte vor dem Hause Schusterstraße 8 ein so eleganter Wagen gehalten, wie in dieser Nacht vom ersten zum zweiten Januar. Endlich hatte ein schlaftrunkener Mann die Thür geöffnet, und die Kleine führte Heilberg auf den Hof, dann eine schmale Treppe hinab. Sie öffnete eine niedrige Thür, und den entsetzten Blicken Richards bot sich ein Bild von Armut und Elend, das er und viele Reiche mit ihm nie für möglich gehalten. Ein nackter, feuchter Kellerraum: Steine der Fußboden, Steine die Wände, die letzteren nicht einmal mit Kalk beworfen. Und rings alles, alles leer; nur drei Geräte enthält der Raum: eine Bettstelle, einen kleinen eisernen Ofen, eine alte Kiste. An einer Wand ist noch ein Brett befestigt, auf dem zwei Teller und einige Töpfe stehen. Kein Schrank, kein Tisch, kein Stuhl! Auf der Kiste steht eine Lampe, welche qualmend nur spärlich den Keller erleuchtet. Einige Strohdecken lie-

gen am Boden, dürftig bekleidet schlafen drei Kinder im Alter von drei bis acht Jahren darauf. In der Bettstelle liegt ein Strohsack, darauf eine kranke Frau mit einem zweijährigen Kinde, beide mit einem alten Umschlagetuch zugedeckt. Die Lampe auf der Kiste beleuchtet einen Gegenstand, der dem Elend ringsum geradezu hohnspricht: ein rosa Ballkleid, halb fertig. Die Mutter hat dort auf den roten Backsteinen Tag für Tag gesessen und hat geschneidert, bis der Husten sie nicht mehr nähen ließ und Augen und Hände den Dienst versagten. Der Wirt hat alle Möbel fortgenommen, die arme Frau konnte die monatliche Miete von sechs Thalern für dies Loch während der letzten Monate nicht mehr erschwingen; das rosa Kleid sollte gestern fertig werden — aber die Kräfte verließen sie. Heut am ersten Januar drohte der Wirt sie auf die Straße zu setzen, — da schrieb sie den Brief an ihren Bruder. Ihr ältestes Töchterchen Karoline wußte wohl, wo Herr Heilberg wohnte. Als sie heut früh abgewiesen wurde, sagte die Mutter: „Geh wieder hin und warte, bis er den Brief liest."

Um das Ausbleiben des Kindes hatte sie sich nicht mehr geängstigt, denn ein Fieber war bei ihr ausgebrochen und entrückte sie mitleidsvoll aller Gedanken und Sorgen.

Sie erkannte auch den Bruder nicht, der jetzt an ihr Lager trat. Sie hörte nicht seinen verzweiflungsvollen Ruf: „Ich bin ein Mörder!" Sie fühlte nicht, wie er neben ihr niedersank und ihre Hand mit Küssen bedeckte. Wohl starrte sie den fremden Mann mit großen Augen an und rief: „Richel, mein lieber Richel!" aber sie erkannte ihn offenbar nicht, kehrte sich müde um, ein furchtbarer Hustenanfall erschütterte sie, und erschöpft schloß sie die Augen.

Nach einiger Zeit gewann Richard seine Besonnenheit wieder; der umsichtige Kaufmann, welcher alles wohl anzuordnen wußte, machte sich geltend. Hier konnte er die Schwester, die Kinder, nicht eine Stunde mehr lassen, — in diesem kalten, feuchten Loche, auf hartem Stroh! Die Nacht war nicht zu kalt, im Wagen lagen warme Decken. Er holte diese, und mit dem Kutscher trug er die bewußtlose Kranke in den Wagen. Die Kinder waren längst erwacht, er hüllte sie in alte Kleider und Tücher, die er hier fand; die kleine Karoline ging ihm dabei still und hilfreich zur Hand. Endlich saßen alle, zwar sehr eng, doch wohlbehalten im Wagen, der nun langsam nachhause fuhr.

Nachhause — ein schönes Wort.

Hier erwartete sie die Dienerschaft; die schnelle Ausfahrt des Herrn hatte sie wach erhalten. Vorsichtig wurden die Kranke und die Kinder in eine Stube getragen; — die Diener glaubten, ihr Verstand stehe still, und nur zögernd faßten sie die armen Leute an.

„Schnell, ein Bett gemacht!" gebot Richard.

„In der Mädchenstube steht ein leeres," bemerkte ein Diener.

„Mädchenstube? Räume meine Schlafstube ein, das ist die beste."

Der Diener glaubte, sein Herr rede irre. Er hatte wohl nicht recht verstanden. „Die arme Frau," begann er zögernd—

„Ist meine Schwester," donnerte Richard; „rasch, und einer eile zu meinem Doktor. Die Haushälterin soll kommen, ich will sie sprechen."

Mit ihr besprach er das Nähere. Nach einer Stunde lagen die Kinder in weißen, reinen Betten in süßem Schlum-

mer. Nur die kleine Karoline ließ sich nicht zum Hinlegen bewegen, sie mußte erst nach allen Kindern und dann wieder nach der Mama sehen; alles that sie, ohne zu sprechen. Richard folgte ihr wie gebannt. Ihm war, als ob seine Mutter von den Toten auferstanden wäre und hier in Kindesgestalt waltete. Erst gegen Morgen, als der Doktor längst da gewesen und keine augenblickliche Gefahr für die allerdings gänzlich entkräftete Mutter sah, als diese auch eingeschlafen war, erst da gab Karoline den Bitten Richards nach und legte sich auf ein Sofa. Richard stand neben ihr, er sehnte sich nach einem, nach einem einzigen lieben Menschenworte. Er beugte sich zu ihr nieder und fragte leise:

„Karoline, weißt du, wer ich bin?"

Da blickten ihn die lichten Kindesaugen mit unendlicher Zärtlichkeit an, zwei Arme legten sich um den Hals des armen, einsamen Mannes, den noch nie ein Kind geliebkost hatte, er fühlte einen Kuß auf seinen Lippen, und eine liebliche Stimme flüsterte: „Mama sagte immer: Mein lieber Richel. Bist du das?"

„Ja, so wahr mir Gott helfe, ich will es sein," war die Antwort, und die kleine Karoline verstand nicht, warum der große Mann nun so bitterlich weinte.

IV.

Es sangen drei Engel einen süßen Gesang;
Mit Freuden es im Himmel klang.

Ein Jahr ist vergangen, wieder ist Silvesterabend. Die Schneeflocken rieseln so eifrig hernieder, als müßten sie noch in diesem Jahre die Erde mehrere Fuß hoch bedecken. In dem uns bekannten Hause an den hohen Fenstern sind lauter

kleine frische Kindergesichter zu sehen, welche eifrig hinausspähen; offenbar erwarten sie jemand. Aber die Menschen da draußen sehen alle so einerlei, alle wie Schneemänner aus, wie sollen sie da den richtigen erkennen? Dennoch gelingt es, denn plötzlich erhebt sich der Ruf: „Onkel Richel! Onkel Richel!“ und alle drängen hinaus, den Ersehnten zu begrüßen.

„Onkel, wir plündern heut den Baum!“

„Onkel, Mama hat neue Lichter aufgesteckt.“

„Onkel, ganz große.“

„Onkel, du bist recht lange geblieben.“

So umringt den Eintretenden jubelnd die Schar der Kinder; nur die kleine Karoline schweigt nach ihrer stillen Weise, aber sie bemüht sich, dem Onkel beim Ablegen der nassen Kleidungsstücke zu helfen. Endlich treten alle in die Stube, wo aus einer Sofaecke eine sehr zarte, blasse Frau sich erhebt, um den geliebten Bruder froh zu begrüßen.

Die Lampen brennen so hell im Zimmer, daß wir uns Herrn Richard Heilberg nun auch ordentlich betrachten können. Ernst sind seine Züge noch immer, fröhliches Lachen scheint nicht auf ihnen zu wohnen; aber der kalte friedlose Ausdruck ist verschwunden, Richard sieht jetzt aus wie ein glücklicher Familienvater, welcher abends in den Kreis der Seinigen heimkehrt; seine Augen leuchten von einem inneren Glück, und wenn sie auf die kleine Karoline fallen, welche nun einmal sein erklärter Liebling ist, strahlen sie in wunderbarer Zärtlichkeit. Mürrisch und unzugänglich muß Richard wohl nicht mehr sein, sonst würden die Kinder sich nicht so um ihn drängen, wie sie es thun.

Ein Silvesterabend wird heute gefeiert, wie er im Buche

steht. Den Weihnachtsbaum anzünden, schöne Lieder singen, die vielen Süßigkeiten von den grünen Zweigen nehmen und verteilen, den leeren Baum unendlich liebevoll ansehen und ihn dann sorgsam auf den Balkon setzen, wo die weißen Schneeflocken gleich herbeifliegen, um ihn zu umarmen, alle mit Ausnahme des kleinen dreijährigen Richard aufbleiben dürfen, und mit Onkel und Mama Abendbrot essen, — lauter Herrlichkeiten, die um so größer sind, als die Kinder sie zum erstenmal genießen.

„Onkel, es war alles sehr schön," sagte beim Gutenachtsagen huldvoll der sechsjährige Konrad, und ich wollte, morgen wäre wieder Weihnachten."

Karoline schmiegte sich an den geliebten Onkel, und als sie zu ihm Gutenacht sagte, flüsterte sie leise: „Weißt du wohl, morgen vor einem Jahr?" —

Richard drückte das Kind fest an sich. „Da hat mich Gott reich gemacht, mich armen, elenden Menschen," sagte er weich.

Bruder und Schwester saßen an diesem Abend noch lange beisammen; was sie gesprochen, bleibt zwischen ihnen. Aber um zwölf Uhr, als die Glocken wieder das neue Jahr einläuteten, setzte sich der Bruder an das Harmonium und sang mit seiner tiefen, schönen Stimme:

Hilf gnädig allen Kranken,
Gieb fröhliche Gedanken,
Sei der Verlaßnen Vater,
Der Irrenden Berater.

Und endlich, was das meiste,
Füll uns mit deinem Geiste,
Der uns hier herrlich ziere
Und dort zum Himmel führe.

Das neue Jahr brach herein mit einem lichten, hellen Neujahrsmorgen. Wie anders sah es jetzt bei Richard Heilberg aus! Heute murrte er nicht über die Gratulanten, auf jedes Klopfen folgte ein freundliches Herein. Die Leute waren willkommen, hatten sie ihm doch vor einem Jahre so viel Fröhliches gewünscht, und an demselben Tage waren alle die Wünsche in Erfüllung gegangen! Die üblichen Trinkgelder waren reicher denn je, und ein gutes Wort begleitete sie.

War denn aber Herr Richard Heilberg nicht ärmer geworden? Sechs Menschen mehr im Hause kosteten gewiß viel. Und lag ihm nicht die Erziehung von fünf Kindern ob? Konnte er sich da nicht mit Recht Sorge machen, wenigstens alle Ausgaben beschränken? Nein, im Gegenteil, er hatte jetzt eine offene Hand, gab, wie und wo seine Hilfe in Anspruch genommen wurde, und erfuhr die Wahrheit des Wortes: Almosengeben armet nicht. An jenem schweren Neujahrstage und an dem langen, harten Krankenlager seiner Schwester, als deren Mörder sein Gewissen ihn stets nannte, da war die Macht des Geldes gebrochen worden; da hatte er Gott mit heißen Thränen gelobt, gut zu machen, soweit er konnte. Und das frische Kinderleben im Hause, vor allem die tiefe, stille Liebe der kleinen Karoline hatte ihm die Umkehr erleichtert; noch keinen Augenblick war ihm der rasche Entschluß leid geworden, die Verlassenen in sein Haus aufgenommen zu haben.

Ja, wie war heut alles so anders als vor einem Jahre! Heute wußte Richard auch, wer damals am stärksten an seine Thür geklopft hatte, und er dankte es Gott in alle Ewigkeit, daß er es wieder und wieder gethan, bis ihm end-

lich, endlich geöffnet worden war. — Als er heute morgen um das Bild seiner lieben Mutter einen frischen Kranz gelegt fand, — er wußte, wer ihn gewunden — da rief er wieder mit Thränen: „Mutter! Mutter!“ aber sein Schmerz hatte den Stachel verloren, denn er hatte von Herzen rufen gelernt: „Mein Herr und mein Gott!“

Und als er hernach zur Kirche ging und rings umher die Glocken ertönten, da klangen sie ganz anders als am vorigen Neujahrstage, als sein Herz noch von wildem Sturm umhergejagt wurde.

„Das Läuten ist so vergnügt heute,“ ruft Heinrich, Karolinens ältester Bruder.

„Hast recht,“ antwortete Richard, und leise sagte er: „Die Glocken läuten: Freude, Freude!“

„Wie schön es klingt,“ fügt Karoline hinzu.

„Ja, sehr schön,“ wiederholte Richard, und in seinem Herzen weiß er: „Sie läuten: Friede! Friede!“

Die Schlüsseljungfrau.

Zwischen Treuchtlingen und Pappenheim vereinigt sich der Möhrenbach mit der Altmühl. Er rinnt durch ein kurzes, aber tiefes Thal, und die Forelle findet in ihm das lebendige, reine und schattige Wasser, welches sie liebt. Seinem Berufe, die Sägen und Mahlgänge von etlichen Mühlen in Bewegung zu setzen, kommt er mit unermüdlichem Eifer nach. Nur an den hohen Festen feiert er auch und geht müßig von Wehr zu Wehr, von Erle zu Erle, wobei er mit jedem Steine plaudert, der ihm im Wege liegt.

Jetzt ist es in dem Möhrenthale stille und tot. Die Winde, die darüber hinwehen und nur die Wipfel der höchsten Tannen an seinen Seitenwänden berühren, und das Murmeln des Baches unterbrechen die Stille nicht, sondern machen sie nur fühlbarer. Hin und wieder erscheint ein Müller an dem Hinterpförtlein seiner Mühle, um ein Schutzbrett aufzuziehen oder zuzuschieben, oder ein Förster schreitet quer durch das Thal, oder ein Spielmann, seine geflickte Geige unter dem Arm, kehrt von einer Kirchweih zurück. Das sind fast die einzigen Personen, unter denen ein Maler für seine Skizze wählen dürfte, wenn er das Thal in einem treuen Bilde wiedergeben und den Charakter desselben nicht verwischen wollte. Höchstens ein schreiender Häher, der von einer Seite des Thals auf die andere flattert, stört das tiefe Schweigen darin.

Vor sechshundert Jahren aber ging es an den Ufern des Möhrenbachs lebhaft und laut zu. Damals nämlich nahmen die Leute, welche nach ihren verschiedenen Berufsarten zwischen Augsburg und Nürnberg hin und her zogen, durch das Möhrenthal ihren Weg und ließen den hohen Berg unfern der Altmühl, der jetzt die Heerstraße trägt, rechts oder links liegen, je nachdem sie ihr Angesicht nach dieser oder jener Stadt zugewendet hatten. Da zogen oft zehn und zwanzig und dreißig Saumrosse eins hinter dem andern, und was sie trugen, hatten sie an den Lagunen von Venedig geladen und über die Alpen gebracht. Man durfte nicht lange warten, so kam etwa eine Schar Kreuzfahrer, die ihre Rosse in dem gelobten Lande gelassen und nur noch die Sporen an den großen, zerrissenen Stiefeln behalten hatten, wie die schweren französischen Reiter, als sie vor neunundneunzig Jahren aus dem kalten Lande der Moskowiter in kleinen Haufen zurückkehrten. Den Kreuzfahrern auf dem Fuße folgte vielleicht ein fröhlicher Schwarm von Rittern, Edelfrauen und Minnesängern aus Schwabenland, welche zum Turnier in Bamberg geladen waren. Kurz, damals gab es in dem Möhrenthal noch etwas zu sehen und zu hören. Wenn aber jetzt der Mattenmüller am Sonntag vor seiner Hausthür sitzt, kann er jeden, der vorübergeht, bei seinem Namen nennen. Denn es können drei Jahre vorübergehen, ohne daß ein Fremdling an dem Forellenbach auf und ab wandelt.

Am lautesten und lebhaftesten mag es jedoch um das Jahr 1260 an dem Möhrenbach gewesen sein. Etwas früher oder später nämlich überfiel der Bayernherzog Ludwig der Gestrenge, der auf die Herren von Kalenden nicht gut zu

sprechen war, ihre Möhrenburg und verbrannte sie; und weil er gerade im Zug war, zerstörte er auch das Schloß Geyern, und weil er eben nichts Besseres zu thun hatte, das Städtlein Weissenburg auch, bis auf die Brünnlein, die seine Mauern umschlossen. Als er es aber mit der Burg Pappenheim ebenso machen wollte und deshalb in das enge Thal der Altmühl eingerückt war, fiel die ganze Vetterschaft der Kalenden bei der Nacht über ihn her und brachte ihn und seine Leute so zum Rennen und Laufen, daß sie schon morgens um sieben Uhr jenseits der Donau standen, und zwar nicht nur so leer, sondern leerer noch, als sie vor etlichen Wochen über den Strom gegangen waren. Denn auf der Anhöhe von Kaisersheim, wo sie etwas verschnaufen wollten, fiel ihnen Herr Albrecht von Möhren in die Seite und machte es ihnen noch leichter. Er kehrte mit der vollen Geldkiste des Herzogs nach Pappenheim zurück, dieweil die Möhrenburg noch rauchte, wie ein angezündeter Meiler. Der Herzog machte aber auf dem rechten Ufer der Donau seinem Ingrimm Luft und schimpfte den Heinrich von Pappenheim einen Nachtkönig, den Albrecht von Möhren aber einen Buschfechter.

Der Buschfechter überließ die Trümmer seiner abgebrannten alten Burg dem Uhu und seinem Geschlecht; dafür baute er sich ein neues und zweimal größeres Schloß auf die Felsen, unter welchen der Möhrenbach hervorkommt. Und als der Bau dastand, fertig von der Thorschwelle bis zu der Wetterfahne, erkieste er eine Tochter des Ritters von See zu seiner Hausfrau und ließ ihr später eine schöne Wiege von braunem Nußbaumholz machen, damit sie ihr Töchterlein Bertha dareinlegen könnte und nicht immer

auf dem Arme haben müßte. So konnte sie auch leichter singen das alte Lied:

Wo kommst du, frisches Bächlein her da unten?
O, wenn aus seinen Windeln wär' gebunden
mein Mägdlein zart, so könnt' es dein
Gesellin und Gespielin sein.

Du, muntres Bächlein, wirst nicht müd', zu loben
die große Gnad' und Vatergüt' von oben.
Du lobst nicht lange mehr allein,
bald stimmet auch mein Mägdlein ein.

Du, klares Bächlein, bist so rein, und gerne
schau'n in dir ihren Widerschein die Sterne.
O, bliebe doch mein Töchterlein,
wie du, so klar und hell und rein!

Du, gutes Bächlein, bist so mild an Gaben
und immer willig, wo es gilt zu laben.
O, lehre doch mein Töchterlein,
Wie du, so mild und freundlich sein.

So walle nun, du Wässerlein, in Ruhe;
und wechselt einst mein Töchterlein die Schuhe,
so soll es alle Tage dein
Gesellin und Gespielin sein.

Die Verse hatte die Edelfrau an einem Feiertage selbst gedichtet und dabei den Möhrenbach im Auge gehabt, der gerade unter der Burg aus seiner unterirdischen Kinderstube herauskam, und dem sie in seinem Laufe weit nachsehen konnte, wenn sie auf dem steinernen Sitz an ihrem Fenster saß. Ein anderes Wiegenlied, das sie noch öfter sang, rührte von dem Minnesänger Konrad von Würzburg her, der früher einmal in der Burg eine freundliche Herberge

gefunden hatte. In unsere neudeutsche Sprache übertragen, lautet es folgendermaßen:

Was thut das Kind die Äuglein
im Schlummer auf und zu?
Was zucket für ein Lächeln
durch seine sanfte Ruh? —

Es reden nun die Engel
mit ihrem Schwesterlein
und flüstern ihr im Schlummer
viel schöne Dinge ein.

Was reden denn die Engel
mit ihrem Schwesterlein
und flüstern ihr im Schlafe
für schöne Dinge ein?

Sie grüßen sie vom Vater,
auf den sie ward getauft;
sie grüßen sie vom Sohne,
der sie am Kreuz erkauft.

Sie lassen sie jetzt schauen
ins schöne Paradies,
das Christ, der Himmelskönig,
den Kindlein offen ließ.

Sie weh'n mit weichen Flügeln
ihr Himmelswürze zu
und schirmen mit der Mutter
dem Mägdlein seine Ruh.

Drum schließt das Kind die Äuglein
im Schlummer auf und zu,
drum bebt ein himmlisch Lächeln
durch seine sanfte Ruh.

Dieses Lächeln im Schlafe, welches Meister Konrad ein himmlisches nannte und den Engeln zuschrieb, fiel nicht allein dem Minnesänger, sondern auch einem alten und ernsten Fürsten der Kirche auf. Hildebrand von Kalenden, Bischof von Eichstädt, hatte mit Erlaubnis des heiligen Vaters die Gebeine der Äbtissin Walburga aus ihrem Grabe zu Heidenheim auf dem Hahnenkamm genommen, um sie in eine Klosterkirche seiner bischöflichen Residenz zu versetzen. Auf dem Rückwege übernachtete er mit seinem großen Gefolge von Domherren, Priestern, Mönchen und Rittern in dem Schlosse Möhren. Denn er war der Oheim des Burgherrn, der ihn nach dem Morgenimbiß, ehe der feierliche Leichenzug wieder aufbrach, in seiner neuerbauten Feste herumführte. So kam er auch in das Gemach, wo noch die kleine Bertha in ihrer Wiege schlummerte und gerade wieder ein Mal über das andere lächelte, als ihn mit leisen Worten ihre Mutter bat, daß er dem Kinde seinen Segen erteilen möchte. Den ehrwürdigen Mann aber, der in Zellen, Kreuzgängen und Chören herangewachsen und alt geworden war und, außer dem Kindlein in der Krippe auf einem Seitenaltar seiner Domkirche, vielleicht nie einen Säugling gesehen hatte, überraschte der Anblick des wunderlieblichen Kindes. Statt, wie gewöhnlich, den Segen in einer hergebrachten lateinischen Formel zu sprechen, neigte er sich, auf seinen silbernen Hirtenstab gestützt, tief über die freundliche Schläferin hin und sprach: „Bertha, meine Tochter! Der einst in Nazareth der Freundliche geheißen wurde, der schenke und erhalte dir den Geist seiner Freundlichkeit!“ — „Amen! Amen! Amen!“ sprachen die Priester und Mönche hinter dem Bischof, während er das Zeichen

des Kreuzes über das Kindlein machte. Und Bertha erwachte unter den tiefen Stimmen der priesterlichen Männer, aber nicht mit Weinen, sondern sie wendete, da sie auf der Seite lag, ihr Köpflein aufwärts und lächelte ihrem Großoheim ins Angesicht.

Der Segen des frommen Bischofs ging an dem jüngsten Zweiglein seines alten und edlen Stammes vollkommen in Erfüllung. Bertha wurde je größer, desto leutseliger und übte mit ihrer Freundlichkeit eine bezaubernde Gewalt über alle aus, welche in ihre Nähe kamen. Von vielen mag hier nur ein Beispiel stehen.

Der Hausmeister in dem Schlosse, Wigand Übelauf, war ein alter, finsterer und grämlicher Mann. Florian, der Pförtner, der neben ihm grau geworden war, konnte sich nicht erinnern, daß seit vierzig Jahren nur das mindeste Streiflicht von Freundlichkeit über das Antlitz dieses seines Mitknechts gelaufen wäre, und sagte oft: „Wie könnte Meister Wigand in seinem ganzen Leben noch einmal schmunzeln! Die Falten und Sprünge in seinem Antlitz sind feste geworden, wie die Stammrinde eines hundertjährigen Eichbaumes. Und wenn er auch innerlich guter Dinge wäre, man möcht' es ihm auswendig ebensowenig ansehen, als einem Fasse, ob Honig oder Essig darin wäre." — Aber Florian, der Pförtner, hatte doch zu viel gesagt. Denn als einmal die kleine Bertha im Schloßhof von ihrer Mutter weg und dem Hausmeister entgegen lief und ihre Arme nach ihm ausstreckte, geschah es wundersamerweise, daß sich die Rinde seines Angesichts für einige Augenblicke in andere Furchen und Falten legte, als sie seit vierzig Jahren gelegen war; ja, er stieß sogar einen unaussprechlichen Laut aus,

den man noch nie aus seinem Munde vernommen hatte, der aber zu den heftigen Zuckungen in seinem Gesicht vollkommen stimmte. Dann aber verschwand er sogleich in dem dunklen Burgkeller und schämte sich seines freundlichen Grinsens. Lange nachher noch spürte er eine unangenehme Spannung in den Gesichtsmuskeln, die er dabei in Bewegung gesetzt hatte, wie ein Holländer es in seinen Beinen verspüren würde, wenn er, wozu er früher keine Veranlassung hatte, in seinem sechzigsten oder siebzigsten Jahre zuerst eine Alpe besteigen müßte.

Selbst in der Zeit, welche man bei Knaben und Mädchen die Tölpeljahre zu nennen pflegt, minderte sich Berthas Freundlichkeit nicht im geringsten, sondern beherrschte genau genommen das ganze Schloß mit allen, die darinnen waren. Was das Gestirn des Tages in der Welt ist, das war Bertha in ihres Vaters Burg. Um sie drehte sich alles, und nach ihr richtete sich alles, und zwar ebenso ungezwungen, unverstellt und von selbst, wie die Sonnenblume nach der Himmelskönigin, von welcher sie den Namen hat.

Martha, die Kindsmagd, sagte oft zu Anastasia, der Köchin: „In diesem Hause esse ich mein Brod mit Sünden; denn was ich an dem Fräulein zu thun habe, ist keine Arbeit, sondern lauter pures Vergnügen, und wenn ich die Wärterin wäre von dem hölzernen Kinde, das unten in der Kirche in seinem Kripplein liegt, hätte ich ebensoviel zu schaffen, als hier."

Ging der Jäger im Juni aus in den Wald, um mit seiner guten Armbrust einen Spießer oder ein Schmaltier zu erlegen, so sagte der Pförtner Florian, indem er die Zugbrücke niederließ, zu ihm: „Hubert, ich wette zehn gegen

eins, du wirst heute nicht mit einem Bruch am Hute, sondern mit einem Strauß Erdbeeren zurückkommen." — Und so ging es auch. Hubert schlug nicht den Weg nach den Wechselplätzen ein, wo das Wild von Wald zu Feld und von Feld zu Wald zu gehen pflegte, sondern er hielt sich an die jungen Schläge, wo die ersten Früchte des Waldes zu hoffen waren. Und wenn er dann dem Fräulein den großen Strauß voll saftiger Erdbeeren überreichte, machte es seiner Herrschaft und ihm eine größere Freude, als wenn hinter ihm drein ein erlegter Sechzehnender gefahren worden wäre.

Selbst der versauerte Hausmeister brachte der Freundlichkeit seine Steuer. In dem Schloßzwinger stand ein Kirschbaum. Solange derselbe vor begonnenem Schloßbau in dem Garten des Meierhofs gestanden war, hatten seine Früchte nie Menschenhände, sondern immer, von der ersten bis zur letzten Kirsche, die Sperlinge, diese stillen Gartendiebe, geerntet. Und auch nachher, nachdem schon der Baum in die Ringmauer der Burg eingeschlossen war und der Meister Übelauf darunter wegging, rief er höchstens hinauf: „Wenn ihr nur an den Kernen ersticktet, ihr Galgendiebe!" — Aber von dem Augenblicke an, wo das leutselige Mägdlein einen so gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht hatte, wurde ihm der Baum so wert, als hätte er Dukaten getragen, und ein Sperling die verhaßteste Kreatur in der ganzen Schöpfung. Er hing daher jedes Jahr, sobald seine Früchte zu röteln anfingen, rings um den Baum Eulen und Habichte, die ihm Hubert schießen mußte. Und wollten nach einiger Zeit auch diese Popanze keine rechte Wirkung mehr thun, dann stellte er sich halbe Tage lang mit seiner Armbrust in eine Schießscharte der Mauer und bestrich den Kirschbaum

mit seinen sausenden Bolzen so lange, bis den Gaudieben der Appetit nach den verbotenen Früchten ganz und gar vergangen war. Sobald aber diese vollkommen reif waren, pflückte er jeden Morgen ein Körblein davon und stellte es auf die Bank im Zwinger, worauf die Edelfrau an schönen Tagen zu sitzen pflegte, während die kleine Bertha um sie herum mit den Kieseln im Wege spielte. Er selbst zog sich in irgend einen Winkel zurück und sah von da aus zu, wie das Mägdlein, von seiner Mutter gewarnt oder unterstützt, das Fleisch von den Steinen sonderte oder die Zwillingsfrüchte an die Ohren hing.

Als Bertha noch etliche Jahre älter geworden war, fesselte sie mit ihrer Freundlichkeit nicht allein Menschen, sondern bezauberte auch Kreaturen, die sich sonst um ihrer Freiheit willen von dem Menschen sehr ferne halten. Von allem fast, was sie beim Frühstück oder Vesperbrod am Fenster verzehrte, teilte sie den Sperlingen mit, indem sie die Brosamen auf einen etwas hervorspringenden Quaderstein außerhalb desselben legte. Anfangs langten ihre Gäste erst dann zu, wenn sie sich von dem Fenster wieder etwas entfernt hatte. Einige Wochen später fingen sie schon an zu genießen, während noch ihre kleine Wirtin, nur durch die runden Fensterscheiben von ihnen getrennt, ihr Milchtöpfchen auslöffelte. Nicht lange darauf, als Bertha entweder absichtlich oder zufällig das kleine Guckfenster offen gelassen hatte, setzte sich das vertraulichste von den Graumännlein auf den Rahmen desselben und hüpfte dann vollends auf den steinernen Fenstersitz herab, an welchem Bertha, ihr Stück Kuchen in der Hand, kniete. Bald folgten auch die andern nach, die gerade in ihren Nestern unersättliche Kin-

der hatten. Und so kam es in kurzer Frist dahin, daß das Mägdlein in einer Gesellschaft frühstücken konnte, wie sie nicht leicht wieder jemand haben wird. Ihre Mutter wollte eines Tages auch in dieser Gesellschaft speisen und setzte sich mit der kleinen Schüssel — denn Tassen gab es damals noch nicht — auf ihrer Bertha Platz am Guckfenster. Aber die Gäste blieben flatternd in vorsichtiger Entfernung. Kaum hatte dagegen Bertha ihren Platz wieder eingenommen und, durch das Fenster ausschauend, ihr Näslein an eine der Glasscheiben gedrückt, so stellten sich ihre Grauröcke augenblicklich und vertrauensvoll wieder ein. Denn sie kannten ganz genau das Gesicht, in welchem auch das scharfe Auge eines Vogels nicht den geringsten Mißtrauen erregenden Zug wahrnehmen konnte.

Unter dem andern Stubenfenster im Burgzwinger stand eine Ulme. Auf einen Ast derselben baute im Frühlinge ein Finkenpaar sein Nest und überkleidete es mit den nämlichen Flechten, mit denen zum Teil der Ast überzogen war, so daß es ein Teil desselben zu sein schien. Aber der Burgherr entdeckte es doch eines Tages und zeigte seiner Bertha, wieviel die beiden Alten herbeischleppen mußten, um ihre begehrlichen Kinder nur einigermaßen zu befriedigen. — „Ach!" sagte Bertha, nachdem sie eine Weile zugesehen hatte, „sind das nicht abscheuliche Kinder! Nehmen ihren Eltern alles vom Munde weg. Was kommt denn an diese? Wenn ich nur zu ihrem schweren Haushalt etwas beitragen könnte!" „Das wird sich schwer machen," erwiderte der Vater und ging hinunter auf seine Wiese an dem Möhrenbach, wo gerade gemäht wurde. Aber Bertha ließ sich nicht abschrecken. Sie weichte einige Brocken Kuchen in kalte

Milch, legte sie vor das Fenster hinaus und zog dann die grünen Vorhänge zu. Den ganzen Morgen über blieb die milde Gabe unberührt, auch von den Sperlingen, die gerade mit ihrer flüggen Brut unten in den Hecken der Dorfgärten ihr Wesen hatten. Nachmittags flog die Finkenfrau nach einem Haft, der nahe am Fenster auf und ab schwebte, und bemerkte, als sie auf dem Sims einen Augenblick ruhte, das Brot. Sie nahm davon zu der lebendigen Beute eilig etwas in den Schnabel und kehrte dann öfters wieder, weil die Milchspeise ihren Kindern ungemein mundete und sehr leicht zu holen war. Nun hatte Bertha gewonnen. Schon am dritten Tage zog sie den Vorhang nicht mehr zwischen sich und ihrer Spende. Am vierten ließ sie das Guckfenster offen; und am siebenten holte die Finkin das Milchbrot auf dem Sims diesseits des Fensters und scheute ihre Wohlthäterin mit den blanken Stricknadeln ebensowenig mehr, als ihre Geschlechtsverwandten, die Sperlinge, nachdem diese nach der Ernte mit ihren Gelbschnäbeln wieder aus der Fremde zurückgekommen waren.

Die freundliche Leserin hält hier wahrscheinlich mit dem Lesen etwas inne und lächelt vor sich hin, teils ungläubig und teils aus schwesterlichem Mitleiden mit dem Erzähler, der mit unverhehltem Wohlgefallen diese alten Geschichten aus einem Sperlings- und Finkenhaushalt mitteilen konnte. Vor allen Dingen muß daher versichert werden, daß sich alle diese Szenen sechshundert Jahre später in einem Klostergebäude an der Altmühl wiederholten, das der Erzähler ganz genau kennt von innen und außen. Dann, meint derselbe, kann man auch nicht oft genug sagen, daß wahre kindliche Leutseligkeit und Freundlichkeit überall und

auch in den kleinsten Dingen Veranlassung zum Wohlthun und damit einen Honigtropfen des reinsten Vergnügens nach dem andern finden. Ein Mägdlein in Berthas Alter dagegen, das sein Näslein schon hoch über allen Goldkäfern, Johanniswürmern und Schneeglöckchen trägt, genießt gerade das wenige nicht, was aus dem verlorenen Paradiese für kindliche Menschen gerettet wurde, und gleicht dem Küchlein, das einmal den Erzähler fast erzürnt hätte. Dieses Fräulein ließ die vorgeworfenen Hirsekörner zu seinen Füßen ungekostet und hüpfte eine halbe Stunde lang vergebens nach einer spanischen Weichsel, die am Spalier eine Spanne zu hoch für das kleine Ding gewachsen war. Nachdem es sich endlich von der Vergeblichkeit seiner Bemühungen überzeugt hatte, waren die Hirsekörner von ihren klügeren Brüdern und Schwestern schon verzehrt. Und nachher gab es keine süßen Hirsekörner mehr, sondern nur rauher Hafer und harte Gerste.

Und als Bertha elf oder zwölf Jahre alt geworden war, ging sie eines Tages — — Doch ehe der Erzähler sagt, wohin sie gegangen sei, muß er seine freundliche Leserin bitten, mit ihm ungefähr sieben Stunden weit aus dem Möhrenthal nach Absberg zu gehen, welches eine Burg auf einem Sandsteinhügel zwischen der Altmühl und der fränkischen Rezat war.

In diesem Schlosse wandelte aber damals keine freundliche Sonne, wie unsere Bertha, sondern ein blasser und trüber Mond im ersten Viertel. Es war der einzige Sohn des Ritters von Absberg, ein Knabe von fünfzehn Jahren oder etwas darüber, welcher stille und in sich gekehrt von einer Stube in die andere schlich, niemals lächelte und mit nichts spielte, weil er an nichts eine Freude hatte. Und so

oft man ihn fragte: „Heinrich, was fehlt dir? was thut dir wehe? was möchtest du?" antwortete er jedesmal: „Nichts!" — und seufzte dazu. Denn ein Jahr zuvor war er von einem Hunde gebissen worden, der durch die Ortschaft unterhalb der Burg strich und alle Zeichen der Tollheit an sich hatte. Sein Vater nahm ihn sogleich hinter sich auf sein Roß und sprengte mit ihm in das Kloster Heiligenblut. Denn daselbst befand sich ein uraltes Eisen, der Hubertusschlüssel genannt, dem man ganz besondere Kräfte beilegte, und womit die Mönche die Wunden, die von dem Biß toller Hunde herrührten, zu brennen pflegten, um diese zum Eitern zu bringen und so der furchtbaren Krankheit der Wasserscheu zuvorzukommen. Dies geschah auch an dem Sohne des Ritters, jedoch nur mit halbem Erfolg. Denn es gingen zwar der neunte Tag und die neunte Woche und der neunte Monat vorüber, ohne daß sich bei dem armen Heinrich ein Zeichen der Wasserscheu einstellte; aber sei es, daß der glühende Wunderschlüssel einen Teil des Wutgiftes nicht verzehrte, oder daß die mit vielen unnötigen und umständlichen Zeremonien vorgenommene Operation den Knaben in seinem Innersten erschüttert hatte, es blieb Niedergeschlagenheit des Gemüts und ein trüber, scheuer Blick der Augen zurück; und diese konnten weder durch Arzneien, noch durch sympathetische Mittel, noch durch Zerstreuungen beseitigt werden. Dies war für seine Eltern ein großer Kummer, und seine Mutter beschloß, was in jener Zeit ganz gewöhnlich war, das letzte Mittel zu versuchen und mit ihrem Knaben eine Wallfahrt nach Einsiedeln in der Schweiz zu unternehmen. Denn auf der einen Seite wollte sie wenigstens dafür ein besonderes Opfer darbringen, daß ihr

Sohn von den schlimmsten Folgen des unseligen Bisses verschont blieb; auf der andern Seite hoffte sie den Allmächtigen durch die Fürsprache der Maria zu bewegen, daß er ihren Heinrich vollends genesen lasse. Ihr Beichtvater, der Schloßkaplan, lobte auch ihr Gelübde, dem Bilde der Mutter Gottes ein wertvolles Geschenk zu Füßen zu legen. Dieses zu erfüllen, ließ sie in Cöln, welches damals die heilige Stadt hieß, einen goldenen und mit mehreren Edelsteinen besetzten Schlüssel anfertigen, genau nach der Form und Größe des eisernen, womit die Mönche in Heiligenblut ihrem Sohne die Bißwunde gebrannt hatten. Noch ehe das bestellte Weihegeschenk aus der Werkstätte seines kunstberühmten Meisters kam, war die fromme Frau schon mit ihren Zurüstungen zu der langen und mühseligen Wallfahrt fertig, und als sie ihn bekommen hatte, hängte sie ihn an einer goldenen Kette um ihren Hals und brach mit dem stillen Heinrich und ihrem Gefolge auf. Ein anderer, an Leib und Seele gesunder Knabe hätte vor Freude kaum die Stunde erwarten können, wo er auf dem geschmückten Zelter in die weite Welt hinausreiten durfte; der Junker blieb ganz gleichgültig, und nicht ein Schimmer von Freude glänzte in seinem Auge, als die Zugbrücke fiel, und kein Zug in seinem Angesicht würde sich geändert haben, wenn der Knecht, der sein Roß am Zügel führte, sogleich wieder mit ihm unter dem Schloßthor umgekehrt wäre.

Das Reisen ging damals weit langsamer als jetzt, und die Absberger Pilgrimme nahmen ihre erste Nachtherberge schon in Treuchtlingen. Am Morgen darauf gingen sie in das Möhrenthal ein und kamen bald an die Wiese, wo die Leinwand der Burgfrau von Möhren auf der

Bleiche lag. Diese zwanzig oder dreißig ausgelegten großen Stücke Leinwerk wären nun für eine Gräfin unserer Zeit keine Veranlassung zum Anhalten gewesen, aber wohl damals, wo die Edelfrauen und Fürstinnen noch um die Wette spannen und sich über ein Stück selbstgesponnenen Leinzeugs, wenn es aus dem Webstuhl oder von der Bleiche kam, ebenso freuen konnten, wie jetzt eine Königin über eine Fahne, die sie für ein tapferes Regiment gestickt hat und dem Obersten desselben übergiebt. Auch die Burgfrau von Absberg war eine der geschicktesten und eifrigsten Spinnerinnen zwischen der Altmühl und Rezat; aber so viel Leinwand, als sie längs dem Möhrenbach ausgebreitet fand, hatte sie mit ihren Mägden noch in keinem Winter zusammengebracht. Sie staunte und ging von ihrem Zelter, um die Gewebe in der Nähe zu betrachten und zu schätzen, wie viele Ellen das Pfund Garn gelaufen wäre. Lange dauerte das Gespräch, das sie über diesen wichtigen Gegenstand mit den Mägden anspann, die gerade das Werk ihrer und ihrer Frau Hände begossen.

Dadurch gewann Bertha, welche auch den Erstling ihrer kleinen Spindel auf dem kurz geschorenen Rasen liegen hatte, Zeit, mit dem stillen Heinrich in ein Gespräch zu kommen und ein halbes Zeichen und Wunder zu thun. Denn die Sonne ihrer Freundlichkeit drang mit unwiderstehlichen Strahlen in die finsteren Tiefen seiner Seele. Seine Augen fingen auf einmal an zu leuchten, wie eine Kohle, von der man die Asche weghaucht, oder ein Diamant, über den man mit dem Handschuh streift, wenn er, aus der Kälte in die Wärme gekommen, angelaufen ist. Über sein Antlitz liefen Streiflichter des wiedererwachten Frohgefühls.

Er ließ Worte hören und muntere Bewegungen sehen, wie man sie seit zwei Jahren nicht mehr an ihm wahrgenommen hatte. Dies bemerkte der Burgvogt von Absberg, der seinen Heinrich so lieb hatte, wie der Hausmeister von Möhren seine Bertha, und machte seine Herrin darauf aufmerksam. Diese beobachtete dann ihren Sohn, ohne daß er es bemerkte, einige Zeit und hätte es, um ihr Mutterherz an dem so ganz ungewohnten Anblick zu weiden, noch länger gethan, wenn nicht der Knabe auf einmal mit den Worten auf sie zugekommen wäre: „Mutter, ich ziehe nicht nach Einsiedeln; ich will hier bleiben!“

Dieses Wort „ich will“ war aber, solange Heinrich niedergeschlagenen Gemüts gewesen war, nicht mehr über seine Lippen gekommen; ja man kann sagen, er habe eigentlich während dieser Zeit ebensowenig einen Willen mehr gehabt als eine Puppe in den Händen eines Mägdleins. Die freundliche Leserin wird es daher auch sehr natürlich finden, daß die Mutter über diese Rede ihres Kindes in das höchste Erstaunen geriet und so schnell, als es ihre überschwengliche Freude zuließ, antwortete: „Ja, ja, Heinrich! Aber wenn nur unser Absberg hier stände!“ „Das, gnädige Frau,“ versetzte Bertha, „dürft Ihr stehen lassen, wo es steht. Denn es giebt in meines Vaters Schloß Platz genug, und erst an meinem Namenstage waren alle Vettern von Pappenheim da samt ihren Frauen.“ Kurz, die Absbergerin nahm die Einladung der freundlichen Bertha so einfach an, als sie von dem Mägdlein ausgesprochen worden war. Sie wurde in der Burg auf das entgegenkommendste empfangen, schickte ihr Gefolge wieder nachhause und blieb sechs Wochen lang ein Gast an dem Möhrenbach.

In dieser Zeit besserte es sich mit dem gemütskranken Junker so, daß er als von seiner Schwermut vollkommen geheilt betrachtet werden konnte, und daß seine Mutter heimtrachtete, um die Freude darüber mit ihrem Gemahl zu teilen, der an der Gicht daniederlag. Beim Abschied aus dem gastfreundlichen Hause aber nahm sie den goldenen Schlüssel, samt der Kette, an der er hing, und hängte das Kleinod der freundlichen Bertha um den Hals, zum Andenken, wie sie dabei sagte, an den wunderbaren Einfluß, den nach Gottes gnädigem Willen des Mägdleins Freundlichkeit auf ihren armen Heinrich gehabt habe.

Für das zarte Fräulein war die große Kette fast zu lang und der Schlüssel fast zu schwer, aber nur kurze Zeit. Fünf Jahre darauf reichte die Kette nur noch drei Finger breit über den Gürtel hinab, durch welchen die Jungfrau den Schlüssel zu stecken und so an der Seite zu tragen pflegte.

Je größer und lieblicher aber das Mägdlein wurde, desto mehr erregte sie den Neid der Edelfräulein in den umliegenden Burgen. Diese Mißgunst hing sich besonders an das Kleinod, welches Bertha bei festlichen Gelegenheiten, weil es ihr gefiel und der Absberger Edelfrau zu Ehren, trug. Ihre Neiderinnen nannten sie daher nicht nur spottweise die Schlüsseljungfrau, sondern wollten auch ganz sicher wissen, daß der seltsame Schmuck ein Talisman sei, ohne welchen das Fräulein von Möhren bald nicht mehr so lieblich und freundlich aussehen, sondern so finster erscheinen würde, wie ihr Hausmeister sauern Angedenkens. Aber Bertha ließ ihre Neiderinnen reden, ohne sich zu ärgern, und spann dabei so fleißig fort, daß sie zuletzt so lange und so schöne Stücken Leinwerk auf die Bleiche bringen konnte, wie ihre Mutter,

was viel sagen wollte. Die Landleute in der Umgegend, unter denen Berthas Hand als die wohlthätigste bekannt war, nannten sie zwar auch Schlüsseljungfrau, um sie von ihren zwei Schwestern zu unterscheiden, meinten es aber mit diesem Beinamen gut.

Der Junker von Absberg dagegen war nicht zu beneiden. Der Morgenstern des Frohgefühls, der in seinem Herzen aufgegangen war, wurde wieder trübe und verlosch scheinbar ganz mit dem Tode seiner Mutter, der ungefähr sechs Jahre nach der unterbrochenen Wallfahrt erfolgte. Die alten Gäste, Niedergeschlagenheit des Gemüts, Willenlosigkeit und scheuer Blick, nahmen die verlassene Herberge wieder ein, und es wurde mit dem Jünglinge ärger, denn es zuvor gewesen war. Sein Vater, der noch immer von der Gicht an Händen und Füßen gelähmt war, ließ den Schloßkaplan an sein Schmerzenslager kommen und zog ihn über den Rückfall seines Sohnes zu Rate. Das kleine, dicke Männlein mit der geschorenen Glatze meinte nach seiner innersten Überzeugung, daran wäre die unterbrochene Wallfahrt schuld, und daß das Kleinod nicht in die rechten Hände gekommen sei. Er rate daher, einen andern Schlüssel fertigen und eine zweite Wallfahrt antreten zu lassen. Damit aber dieselbe nicht wieder durch die Blendwerke des Argen unterbrochen werde, so solle man den Junker auf der Pilgerreise seinen geweihten Händen übergeben. Der kranke Ritter war froh, daß sein Kaplan sich herbeiließ, in seinen alten Tagen eine so beschwerliche Reise zu unternehmen, und ließ sogleich in der heiligen Stadt einen neuen Schlüssel bestellen. Der kranke Junker sagte ohnehin zu allem ja, und so konnte der Pilgerzug schon im Juli am Tage Jesaiä aufbrechen.

Aber der geistliche Herr bereuete den gethanen Schritt schon, als er bei Bubenheim durch die seichte Altmühl ritt. In der Herberge zu Treuchtlingen, wo sich in der schwülen Nacht die hungrigen Wanzen an seinem fetten Leibe weideten, nannte er sich in einem Selbstgespräch, das er um Mitternacht anstellte, einen Narren. Am Morgen darauf ritt er in das Möhrenthal so niedergeschlagen ein, wie sein Junker. Dazu ging das Rößlein, auf welchem er saß, einen gar unsanften Schritt, so daß er die Nägel in seinem Sattel zählen konnte, ohne daß er sie sah. Von oben legte sich die Sonne auf ihn, als wollte sie ihn lebendig rösten. Da geriet er auf einmal in Verzweiflung, rutschte vom Gaul herab mit dem Ausrufe: „Das halt' ein anderer aus, ich nicht!" — und setzte sich auf die Hausbank des Mattenmüllers, über welche sich ein abblühender Fliederbaum wölbte. Er hatte noch keine fünf Minuten gesessen, als ein verschleiertes Fräulein aus der Thüre daneben trat, — denn es hatte der kranken Müllerin ein Labsal gebracht, — und nach einem sehr ehrerbietigen Gruß seinen Segen begehrte. Der Kaplan hieb mit seinem Schweißtüchlein nach einer blinden Fliege, die sich auf seinem bloßen Nacken breit gemacht hatte, und erfüllte das Begehren des Fräuleins, aber mit großem Seufzen.

Besagtes Fräulein aber war unsere Bertha, und da wir wissen, daß die wahre Freundlichkeit nicht nur die Gabe hat, die Bedürfnisse des Nächsten zu erraten, sondern auch den besten Willen, ihnen entgegenzukommen, so wundern wir uns auch nicht, daß die Schlüsseljungfrau zum Dank für den Segen erwiderte: „Hochwürdiger Vater, wollet doch nicht, wo der Tag am heißesten ist, an dem Hause meines Vaters vorübergehen, sondern ein wenig rasten." Der Kaplan nahm

die Einladung an, und ehe eine Stunde verging, ruhten schon seine müden Glieder in einem Armstuhl mit hoher Rücklehne und weichem Sitz, während der Junker am Fenster saß und gleichgültig gegen alles, was in dem Gemache vorging, in den Wald der Burg gegenüber hineinschaute. Denn er erinnerte sich vor Niedergeschlagenheit gar nicht mehr, daß er erst vor wenigen Jahren in diesem Schlosse und zum Teil in diesem Gemache die sechs vergnügtesten Wochen seines Lebens zugebracht hatte.

Aber als die nun entschleierte Bertha ihm einen Becher Rheinwein kredenzte, erwachte diese Erinnerung auf einmal. Wie früher bei dem ersten Zusammentreffen mit dem Mägdlein auf der Bleiche, hob sich auch bei diesem Wiedersehen die Wolke des Trübsinnes von seinem Angesicht, und seine Augen fingen an zu leuchten. Ja, wenn der Erzähler nicht fürchtete, damit den Poeten in das Handwerk zu pfuschen, würde er hinzusetzen, das Morgenrot eines neuen Lebens habe seine bleichen Wangen überzogen. Und was der freundlichen Leserin nicht erst als eine Neuigkeit zu verkündigen ist, aus der Wallfahrt nach Einsiedeln wurde abermals nichts.

Dem Kaplan behagte es in der kühlen gastfreundlichen Burg, wie einem Häher unter den heimlichen Zweigen, wo immer eine Kirsche neben der andern hängt und immer eine besser schmeckt, als die andere. Denn Bertha, eine ausgezeichnete Köchin, bot alles auf, um ihren Gast die Mühseligkeiten vergessen zu machen, die er schon am Anfange seiner Wallfahrt zu erdulden hatte. Nicht genug, daß sie schon beim ersten Abendimbiß einen Hirschbraten auftischte, der mit seinem süßen Geruch das ganze Schloß erfüllte; sie redete auch schon, während der geistliche Herr seinen beschei-

denen Teil davon nahm, von dem ungewöhnlich guten Bock, den der Jäger erst vor einer Stunde in das Speisegewölbe geliefert hatte. Und während am andern Tage ihr Gast von dem Schlegel mit vielem Beifall genoß, meldete sie ihrem Vater, daß der Vetter von Graisbach einen fünfundzwanzigpfündigen Hecht aus der Donau geschickt hätte. Kurz, Bertha verstand es, nicht nur als gute Köchin dem Gaumen des Kaplans zu genügen, sondern ihm auch, wie zufällig, die Aussichten auf ungewöhnlich große Krebse aus der Altmühl, oder schöne Lachsforellen aus dem Möhrenbach, oder einen saftigen Lendenbraten, oder eine neugelernte Eierspeise zu eröffnen.

Doch, obgleich eine fast zu große Hinneigung nach einer guten Küche die schwache Seite des geistlichen Herrn war, so bewährte sich doch seine Religiosität noch mächtiger, als sein Appetit. Er beschloß am zehnten Tage seines Aufenthalts in Möhren, endlich den Fleischtöpfen Ägyptens Valet zu sagen und die Pilgerfahrt fortzusetzen. Aber seine Selbstverleugnung kam zu spät. Denn als er seinen Vorsatz dem Junker Heinrich mitteilte, eröffnete ihm dieser dagegen, sein Vater habe schon lange gewünscht, daß er an die Stelle seiner seligen Mutter eine andere Hausfrau nach Absberg bringen möchte; er hätte daher Bertha von ihrem Vater zur Gehilfin begehrt, und nachdem er das Jawort erhalten, seiner Braut auch den zweiten Schlüssel als Mahlschatz gegeben.

Das Frühjahr darauf verabschiedete sich die Schlüsseljungfrau von den Ihrigen, folgte dem Junker als angetraute Hausfrau nach Absberg und bekräftigte daselbst drei Jahre lang des weisen Sirachs Wort: „Wie die Sonne, wenn sie aufgegangen, an dem hohen Himmel des Herrn

eine Zierde ist, also ist ein tugendsames Weib eine Zierde in ihrem Hause."

Dann kehrte sie wieder ganz und gar zurück an den Möhrenbach, in den sie als Mägdlein am Gängelband ihren ersten Stein geworfen hatte. Denn im Laufe dieser drei Jahre begrub sie zuerst ihren Schwäher, dann den Kaplan und zuletzt nach allen auch ihren Eheherrn, der an einer schmerzlosen Krankheit starb. Und da sie nun in der großen Burg allein war, vermachte sie ihre vielen Güter dem Deutschen Orden zur Verpflegung kranker Pilgrimme, mit Ausnahme eines mäßigen Wittums, womit sie sich einen Bauernhof unfern der zerstörten Möhrenburg kaufte, um ganz in der Stille ihren Lebenslauf fortzusetzen und zu beschließen.

Doch nannte sie, nach ihrer Rückkehr in die Heimat, niemand gnädige Frau; sondern wenn sie nach Pappenheim oder Möhren zur Kirche ritt, oder wenn sie ausgegangen war, die Nackenden zu kleiden, die Hungrigen zu speisen und die Kranken zu besuchen, hieß es nur immer in großer Freude: „Seht, da kommt die Schlüsseljungfrau!"

Unter diesem Namen ging auch Bertha von Möhren nach ihrem Tode in die Volkssage über. Noch vor siebzig oder achtzig Jahren soll in mondhellen Herbstnächten ein Frauenbild im schwarzen Witwenkleide und mit den zwei Schlüsseln an der goldenen Kette auf den stillen Pfaden der Altenburg zwischen Möhren und Pappenheim gesehen worden sein. Welchem Mägdlein, sagte man damals, die selige Bertha bei ihrem letzten Besuch auf Erden ihre Schlüssel schenken werde, das würde eben so freundlich und leutselig werden, als sie war. Aber der Erzähler meint, der Schlüsseljungfrau sei dieses Andenken an ihren wackern Ge-

mahl zu teuer, als daß sie sich so bald entschließen könnte, das Kleinod zu verschenken.

Darum ist jedem Mägdlein an der Altmühl oder dem Möhrenbach, das die wahre Freundlichkeit haben möchte, zu raten, sich mit ihrem Wunsche im Gebet an den zu wenden, der einst in Nazareth die Freundlichkeit genannt wurde, und sich von ihm sagen zu lassen, wo und wie sie zu kaufen sei.

Der Berner im Entlibuch.

(Aus dem Sonderbundskrieg 1847.)

Das ist nichts Merkwürdiges und Besonderes, — ein Berner im Entlibuch. Ziehen doch jeden Sommer zur Zeit des Heuet viele Taglöhner aus dem Bernbiet ins Entlibuch, und sind es fleißige Arbeiter, kräftige Mähder, welche die Sense zu führen wissen, dann sind sie den reichen Luzerner Bauern und Sennen dort ganz willkommen und finden bei guter Kost auch rechten Lohn. Aber der Berner, von dem diese Geschichte erzählen will, kam nicht im Kittel als Freund und zur Friedenszeit, sondern war als Feind und in Uniform zur Kriegszeit eingerückt. Dennoch fand er gute Freunde und Eidgenossen im Entlibuch und erwies sich selber als ein braver Eidgenosse.

Es war im Sonderbundskrieg, anno 1847 im Herbste. Da sah es nicht friedlich in den Dörfern aus, wie heutzutage, wo die Eisenbahnreisenden, die von Bern nach Luzern oder umgekehrt fahren, ihre Freude haben an den stattlichen Dörfern in den Thälern und den Kirchlein und Sennhöfen

an den Bergeshalden und den weidenden Herden, und oft selber finden, es sei fast schade durch die schöne Gegend nur so im Fluge zu fahren. Da waren die Dörfer verbarrikadiert, die Landwehr aufgeboten, ja selbst der Landsturm organisiert. Die Entlibucher schworen, kein Berner solle lebend heimkommen, wenn sie anders wieder siegen sollten. Anno 1845 hatten sie nämlich bei Malters die Berner Freischaren, welche durch Entlibuch nach Luzern zum Sturz der Jesuitenregierung hatten ziehen wollen, mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Das aber wollten die Berner nun rächen. Darum rückte als Divisionsoberst an der Spitze der Berner Landwehrdivision der ehemalige Freischarengeneral Ochsenbein ins Entlibuch.

Weil nun mit großer Übermacht die Berner anrückten, wichen die Entlibucher zurück. Sie wollten und konnten es nicht auf eine Schlacht im Hauptthale an der Landstraße ankommen lassen. Aber manche Kugel eines Entlibucher Scharfschützen traf ihren Mann in der Vorhut und Nachhut der Berner. Von einer solchen Kugel wurde ein Berner Landwehrmann ins Bein getroffen. So stark aber die Wunde blutete, wollte er nicht zurückbleiben, sondern mit seinem Bataillon weiter marschieren, denn er dachte: Bin ich allein und findet mich hilflos, wie ich bin, irgendwo ein ergrimmter Entlibucher, so ist es um mein Leben geschehen. Bald jedoch schwächte ihn der Blutverlust so, daß er nicht imstande mehr war, mit seiner Division vorzurücken. Er mußte zurückbleiben. Weil er nun hoffte, vielleicht eher abseits von der Landstraße mitleidige Leute auch im Feindesland zu finden, schleppte er sich nach einem stattlichen, abgelegenen Sennhofe.

Er klopfte an das Hofthor. Doch niemand öffnete. Er trat hinein und durchsuchte hinkend und blutend die Stuben und Kammern, bis er seufzend am Herde sitzen blieb. Die Bewohner des Hofes hatten sich eben alle versteckt vor den Bernern, denen man nachsagte, daß sie nicht nur alles ausplündern, sondern auch keinen Menschen verschonen. Aber wie nun der bernerische Landwehrmann so dasitzt mit seinem verwundeten Bein, die Wunde zu verbinden und das Blut zu stillen sucht und laut aufseufzt, da kommt aus ihrem Verstecke zuerst die Tochter vom Hause und sieht durch einen Ritz den blutenden Krieger. Sie fühlt Mitleid und holt die Mutter. Die Wunde wird ausgewaschen und verbunden, und vergessen ist Feindschaft und Haß. Der verwundete Soldat findet Pflege und erhält Speise; auch die kleinen Kinder werden ganz zutraulich mit ihm. Ja, als der Vater endlich mit seinem ältesten Sohne hereintritt und den Feind gefangen nehmen will, aber sieht, daß er verwundet ist, da regt sich auch in der Männer Herzen die Teilnahme. Der Haß schwindet und die Liebe erwacht, und nicht als wäre Krieg im Lande, sondern wie mitten im Frieden sitzen bald die Luzernen mit dem Berner um den Tisch herum. Plötzlich wird das Hofthor aufgeschlagen; eine wilde Bernerrotte stürzt herein, um zu plündern. Als sie den verwundeten Landsmann erblickt, will sie, ohne lange zu fragen, wo und wie er verwundet worden, ihn rächen, in der Meinung, die Bewohner des Hofes hätten ihn mißhandelt. Aber der Berner erhebt sich, reißt seinen Säbel aus der Scheide und verteidigt seine Gastfreunde, sie als seine Lebensretter preisend. Die Schar der Plünderer, vom bösen Gewissen geschlagen, flieht hinweg.

Schöne freundliche Tage verbrachte der bernerische Landwehrmann bei der Luzerner Familie. Und als die Stunde des Abschieds kam, ließ der Entlibucher Senn mit seinen Söhnen es sich nicht nehmen, den verwundeten, nun fast geheilten Freund noch zu begleiten, wo möglich bis zur Berner Grenze. Aber drunten im Thale stießen sie bald mit einer Schar von Luzerner Soldaten zusammen, welche heranstürmte und den vermeintlichen Feind gefangen nehmen wollte. Doch als sie vernahmen, wie er für seine Gastfreunde sich gewehrt und ihr bedrohtes Leben gerettet habe, da nahmen sie ihn in ihre Mitte, um ihn bis zur Grenze zu beschützen und hießen ihren Landsmann hinaufziehen zu Weib und Kind, sein Haus zu bewahren.

Es war ein rührender Abschied, den darauf Luzerner und Berner von einander nahmen.

So vermag das Mitleid und die Liebe selbst in Kriegeszeiten zu siegen über Haß und Feindschaft. Und ist das allein der rechte Schweizer- und Brudersinn, auch in Kriegszeiten die Menschlichkeit nicht zu verleugnen.

Washington und der Farmer.

Während des amerikanischen Befreiungskrieges hatte einst General Washington seine Armee zwischen Albany und Chesnut Hill gelagert. Wenige englische Meilen davon stand das Heer der Engländer. Ungefähr in gleicher Entfernung von beiden Lagern befand sich die Wohnung eines reichen Pächters, welcher in dieser Gegend die Landwirtschaft betrieb.

So oft der General auf seinen Rekognoscierungen bei dem Hause des Pächters vorbeikam, bot dieser ihm auf die zuvorkommendste Weise die Gastfreundschaft an, mit der Bemerkung, daß er doch bei ihm gar viel mehr Bequemlichkeit finden würde, als in seinem Lager. Auf das viele Bitten hin fing endlich der General an, von dem Anerbieten des Farmers einigen Gebrauch zu machen, und verbrachte ein Stündchen zur Erholung bei demselben, so oft es die Umstände gestatteten.

Aber ein guter, alter, ehrlicher Holländer in der Nachbarschaft wollte den republikanischen Gesinnungen des Pächters nicht recht trauen. Er glaubte im Gegenteil aus mehreren Anzeichen schließen zu können, daß derselbe ein ausgemachter Royalist sei. Als er drum einst den General von einem solchen Besuch zurückkommen sah, redete er denselben so an: „Ich fürchte, Ihre Besuche bei dem Pächter möchten zuletzt sehr übel ausschlagen. Meiner Meinung nach wartet er nur auf einen günstigen Anlaß, um Sie in eine Falle zu locken. Seien Sie versichert, er ist kein Freund von ihnen; er ist im Gegenteil ein Spion."

Auf diese Anzeige hin berief der General nach etlichen Tagen einige zuverlässige Soldaten zu sich, hieß dieselben englische Uniformen anziehen, die in seinem Lager vorhanden waren, gab ihnen die nötigen Verhaltungsbefehle und nachdem er sie entlassen hatte, machte er abermals einen Besuch bei dem Pächter. Er unterhielt sich mit ihm gewohntermaßen von den Tagesneuigkeiten. Nach einiger Zeit empfahl er sich wieder und schlug den gewöhnlichen Weg zu seinem Lager ein.

Kaum war er eine kleine Strecke von des Mannes Woh-

nung entfernt, so näherten sich derselben von hinten die verkleideten Soldaten. Sie stellten sich, als wenn sie eine englische Patrouille wären und fragten den Mann, ob er wohl keine Ausreißer von ihrer Armee in der Nähe wahrgenommen habe? „Ausreißer keine!“ war die Antwort. „Es ist aber sehr zu beklagen, daß ihr nicht etwas früher gekommen seid. Wäret ihr nur eine halbe Stunde früher da gewesen, so hättet ihr euch berühmt machen und den General selbst aufheben können, der eben erst von hier weggegangen ist. Doch ist es, glaube ich, noch nicht zu spät, um einen schönen Streich auszuführen. Ich habe dort im Stalle ein flinkes Pferd: Ich kenne den Weg des Generals und will euch bei diesem schönen Handstreich zum Führer dienen.“

Schnell waren die Vorbereitungen gemacht. Die Soldaten eilten auf dem ihnen angezeigten Wege dem General nach, und der Pächter hatte sie auf seinem Klepper bald eingeholt. Nicht gar weit brauchten sie zu jagen, so holten sie schon den General ein, der sich nicht beeilt hatte. Sie kamen ganz plötzlich über ihn, an einer Stelle, wo der Weg gerade um eine Ecke bog.

Ehe man sich's versah, war der Pächter vom Pferde herunter, schritt auf den General los, fiel ihm in die Zügel und rief: „Englischer Gefangener!“ Washington griff ruhig den Pächter am Arm und sagte: „Gut, gut! Jetzt habt Ihr Euch selbst gefangen!“

Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. —

LIBRARY OF CONGRESS
00025369592